

die

**darmstädter**

**studentenzeitung**

technische hochschule darmstadt

herausgegeben vom astfa

wintersemester 1959/60

**45**

# die darmstädter studentenzeitung

technische hochschule darmstadt

Preis 0,30 DM

**Sie lesen:**

**Politik**

Hakenkreuz und Nato-Stern . . . . . 6

**Hochschule**

Hochschulgemeinschaft . . . . . 2  
 Mogeln? Ja und Nein . . . . . 8  
 Ehrenkodex und Studienerfolg . . . . . 9  
 Wohnheim-Mietverträge . . . . . 10  
 10 Jahre „hot circle darmstadt“ . . . . . 13

**Feuilleton**

Ein Gespräch mit Helmut Lander . . . . . 14  
 „Der waghalsige junge Herr Revisor“ . . . . . 16  
 Freiwillige Selbstkontrolle . . . . . 17

**Leserbriefe**

. . . . . 20

**Nachrichten**

. . . . . 26

**Sport**

. . . . . 28

die darmstädter studentenzeitung wird herausgegeben vom Allgemeinen Studentenausschuß der Technischen Hochschule Darmstadt und erscheint dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Redaktion: Dettel Geisendörfer (verantwortlich), Wolfgang Repke, Heimo Claasen und Walter Firgau (Feuilleton), Karl Kürth, Frank Donner, Hari S. Gupta, Dietrich Determann.  
 Umschlagentwurf: Michael Auras.

Satz und Druck: Ph. Reinheimer, Darmstadt. Klischees: Klischee-Haßmann, Darmstadt. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bücher wird keine Gewähr übernommen.

Abonnement je Semester (einschließlich Versand) 2,— DM.  
 Anschrift der Redaktion: TH Darmstadt, Hochschulstraße 1, Telefon 852517.  
 Sprechstunden tägl. 12—14 h, Westflügel Zwischenstock neben AstA. (Z. 167).

Im Dezember 1958 hat ein Student unserer Hochschule zwei ungarische Kommilitonen wegen antisemitischer Äußerungen angezeigt. Diese hatten in einer darmstädter Gastwirtschaft die Meinung vertreten, daß „Hitler sein Werk der Judenausrottung leider nicht vollendet habe“! Daraufhin sind die beiden Studenten vor drei Wochen vom darmstädter Bezirksschöffengericht zu je zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Offenbar erkannte hier bereits 1958 ein wachsamer Einzelner, was die Öffentlichkeit erst durch die Vorfälle der vergangenen Wochen lernen mußte: Es gibt noch eine antisemitische Gefahr in der Bundesrepublik. Wir können zwar nicht glauben und sehen auch kaum Anzeichen dafür, daß, bei genügender Wachsamkeit, in Deutschland noch einmal antisemitische und nazistische Kreise wesentlichen Einfluß nehmen könnten. Aber jede antisemitische Äußerung in der Öffentlichkeit oder Schmiererei muß von uns als ungeheure Mißachtung und Beleidigung menschlicher Gefühle aufgefaßt werden und bedeutet, als Billigung von Verbrechen, eine Gefährdung unserer demokratischen Staatsform. Nicht zuletzt sind die erheblichen Schäden zu berücksichtigen, die dem deutschen Ansehen durch alle antisemitischen Vorfälle im Ausland zugefügt werden. Und darüber darf man sich doch bei unserer, durch die Judenvergasung belastete Vergangenheit nicht wundern, und die Schuld für das außerordentlich saure Reagieren weiter Kreise des Auslandes bei unsachlicher Berichterstattung ausländischer Zeitungen suchen wollen!

Dem Studenten, der die Anzeige erstattete, sind durch sein konsequentes Handeln Schwierigkeiten entstanden. Kollegen äußerten Unverständnis und sprachen von Denunziation. Entscheidende Hochschulstellen schienen verstimmt. Die Heimgemeinschaft des Studentenheimes Dieburger Straße stimmte darüber ab, ob der betreffende Student weiterhin als Bewohner des Heimes geduldet werden kann. Die Abstimmung entschied mit 39 zu 20 Stimmen für den Verbleib des „Denunzianten“ im Heim. Dieses Ergebnis kann jedoch nicht unsere Verwunderung über die Argumentation in der vorausgegangenen Debatte mindern. Es ist uns einfach unverständlich, daß überhaupt abgestimmt wurde. Dem „Denunzianten“ wurde nahezu einmütig einschließlich des bei Diskussion und Abstimmung anwesenden Tutors, verantwortungsloses und unakademisches Verhalten vorgeworfen! Weil er den Fall der Hochschule hätte melden sollen, anstatt Anzeige zu erstatten und weil er Erfahrene und Ältere hätte befragen sollen, welches der richtige Weg sei. Und weil er nicht genügend versucht habe, die beiden jetzt verurteilten Kommilitonen zu überzeugen, daß Hitler überhaupt keine Juden hätte vergasen dürfen. Einige Heimbewohner äußerten die Befürchtung, man könne „kein offenes Wort mehr beim Bier“ riskieren, ohne eine Anzeige befürchten zu müssen.

Bei allem Wohlwollen für die Sorgen um die Heimgemeinschaft dürfen hier nicht die richtigen Maßstäbe verloren gehen. Sicherlich hätte der Student vor der Einleitung des gerichtlichen Verfahrens den Rektor unserer Hochschule benachrichtigen sollen. Aber das akademische Verhalten zeigt sich doch nicht am exakten Einhalten der üblichen Verfahrensfragen, sondern vielmehr an dem staatsbürgerlichen Verantwortungsbewußtsein und dem damit verbundenen persönlichen Einsatz. Wer das nicht glaubt, der blättere in den Akten der deutschen Geschichte des Dritten Reiches. Während dieser Zeit versagte die studentische Jugend durch unakademische Untätigkeit und verschwommene akademische Vorstellungen. —dds—

# Rechtliche Grundlagen

1) Das Land Hessen wird demnächst die Fragen des Hochschulrechts klären. In diesem Zusammenhang ist mit einer gesetzlichen Neuregelung der Stellung der Studenten innerhalb der Hochschule zu rechnen.

2) a) Die Technische Hochschule Darmstadt arbeitet seit zwei Jahren an einer neuen Verfassung. Die Verfassung der THD von 1946 ist vom Ministerium nicht genehmigt. In der Verfassung von 1946 ist eine Teilnahme von Vertretern der Studentenschaft an den Sitzungen des Senats dann vorgesehen, wenn Fragen behandelt werden, die die Studenten unmittelbar berühren. Der Rektor bespricht vor den Sitzungen mit dem Vorstand des Allgemeinen Studentenausschusses die Tagesordnung. Der Rektor kann auf Wunsch des AStA-Vorstandes diesen auch zu anderen Punkten der Tagesordnung hinzuziehen. Im Falle der Nichtinzuziehung begründet der Rektor seine Entscheidung. Seit dem Mai 1958 besteht eine Empfehlung des Rektors an die Fakultäten, entsprechend zu verfahren.

Im Kleinen Senat konnte bei den Beratungen über die neue Verfassung keine Einigung über die Mitwirkung der Studentenschaft an der Verwaltung der Hochschule erzielt werden.

Dem Großen Senat sollen zwei Fassungen des § 45 (Mitwirkung der Studentenschaft) der neuen Verfassung zur Abstimmung vorgelegt werden.

b) Seit geraumer Zeit steht der Vorstand der studentischen Selbstverwaltung in engem Informations- und Arbeitsverhältnis mit dem Rektor. In den meisten Fällen gilt das Gleiche für den Dekan und den Fachschaftsleiter.

c) In der neuen Hochschulsatzung werden drei Fragenkomplexe unterschieden:

1. Fragen, die die Studentenschaft unmittelbar betreffen.

2. Ehrungen, Berufungen, Erörterungen konkreter Prüfungsfälle.

3. Übergangszone.

Die eine Fassung des § 45 sieht eine Unterrichtung des AStA durch den Rektor bzw. Dekan an Hand der Tagesordnung vor den jeweiligen Sitzungen vor. In der zweiten Fassung ist die Information der studentischen Vertreter in das Ermessen des Rektors bzw. des Dekans gestellt.

## Stellungnahme des Hess. Kultusministeriums

v. 16. 8. 1955 (IV/3-433/61-11-55 Bic/th)

**Betr.:** Satzung der Studentenschaft der Technischen Hochschule Darmstadt.

Man wird bei Erlass der Satzung auszugehen haben von dem Gesetz über die Bildung von Studentenschaften vom 28. 4. 1933 (Hessisches Regierungsblatt S. 122), soweit es nicht durch die Hessische Verfassung vom 11. 12. 1946, das Bonner Grundgesetz und die veränderten politischen Verhältnisse außer Kraft gesetzt ist. Es hat der Studentenschaft die Rechtsstellung einer Körperschaft des öffentlichen Rechts gegeben, nachdem bereits durch Verordnung, die Verfassung der Technischen Hochschule zu Darmstadt betreffend, vom 8. 12. 1920 (Hessisches Regierungsblatt Seite 356) und die Verfassung der Technischen Hochschule Darmstadt vom 21. 12. 1926 (Hessisches Regierungsblatt 1927, Seite 17ff) die gleiche Rechtsstellung eingeräumt war.

.....

## Hessisches Regierungsblatt Nr. 2

Darmstadt, 25. Januar 1927

Verordnung die Verfassung der Technischen Hochschule zu Darmstadt betreffend.

.....

§ 5 Die Studentenschaft ist eine Körperschaft öffentlichen Rechts mit eigener, einen Teil dieser Bestimmungen bildenden Verfassung, die durch die Senate und das Landesamt für Bildungswesen zu genehmigen ist.

.....

## Gesetz über die Bildung von Studentenschaften 28. 4. 1933

§ 1 Die bei der Landesuniversität Gießen und der Technischen Hochschule Darmstadt voll eingeschriebenen Studenten deutscher Abstammung und Muttersprache bilden unbeschadet ihrer Staatsangehörigkeit die Studentenschaften ihrer Hochschule. Die Studentenschaften sind Körperschaften des öffentlichen Rechts.

.....

### I Aufgaben

#### § 3

Die Studentenschaft hat

- a) mitzuwirken, daß die Studenten ihre Pflichten gegen Volk, Staat und Hochschule erfüllen
- b) die Gesamtheit der Studenten zu vertreten
- c) die studentische Selbstverwaltung wahrzunehmen
- d) an der Selbstverwaltung der Hochschule mitzuwirken, insbesondere

1) durch Teilnahme von Vertretern der Studentenschaft an den Verhandlungen des Senats und der Fakultäten mit beratender Stimme über alle von der Studentenschaft satzungsgemäß zu betreuenden Angelegenheiten. Die Vertreter der Studentenschaft sind an Weisungen nicht gebunden und zur Verschwiegenheit nach den bestehenden Senatssatzungen verpflichtet;

.....

## Die Verfassung des Landes Hessen (1946)

(Kommentar Bd. 1 1954 S. 297; von Zinn u. Stein)

### Artikel 60

1) Die Universitäten und staatl. Hochschulen genießen den Schutz des Staates und stehen unter seiner Aufsicht. Sie haben das Recht der Selbstverwaltung, an der die Studenten zu beteiligen sind

Kommentar (4)

... noch nicht durchgeführt ist die auf Grund der veränderten soziologischen Verhältnisse berechnete Teilnahme der Studentenschaft an der Verwaltung der Hochschule....

## Resolutionen der 30. Rektorenkonferenz

18 DUZ-H. IX/2

### IV.

Die Rechtsstellung des einzelnen Studierenden in der Hochschule und die Formen der studentischen Selbstverwaltung bedürfen dringend einer hochschulrechtlichen Regelung. Sie hat unter Beteiligung der Studierenden im Rahmen der

Hochschulverfassung (Leitsatz I) zu erfolgen. Dies gilt insbesondere für die studentische Disziplinarordnung, die Satzung der Studentenschaft und das Verhältnis der Studentenschaft zu den akademischen Organen.

.....

## Studentenschaft und Hochschule

### Studententag in Würzburg 1919

„Wünsche der deutschen Studentenschaft zur Neugestaltung des Hochschulunterrichts.“

Birnbaum-München

Wir haben außer zu unseren Verfassungsfragen in erster Linie Stellung zu nehmen zu den Fragen, die allein die Rechtfertigung des allgemeinen Studententages geben können. Wenn die deutsche Studentenschaft nicht über die Angelegenheiten ihrer bloßen Notdurft hinaus zu den eigenen Fragen ihres Lebens, dem Studium, seiner inneren Gestaltung Stellung nehmen und an ihrer Lösung mitarbeiten könnte, so wäre all das, was wir hier treiben, sinnlos.

Das ist jedoch für uns, wie ich glaube, nur die erste Rechtfertigung dafür, daß wir diesen Punkt auf die Tagesordnung gesetzt haben. Die zweite ist die: wir deutschen Studenten glauben, daß in diesem Punkte unsere Mitarbeit noch etwas zu bringen, zu geben hat, was die Hochschule, die Wissenschaft, sonst nirgends findet. „Die Studentenschaft“, schrieb kürzlich Bekker, „stand hier außerhalb der Universität im engeren Sinne“. Das muß aufhören. Die Studentenschaft will wieder in der Universität stehen nach einem Jahrhundert, in dem sie sich von der Wissenschaft und die Wissenschaft sich von ihr abwandte; mit diesem Gedanken wollen wir uns der Hochschule zuwenden. Die „Hochschulreform“ ist also für uns in erster Linie die Frage, wie der Wissenschaft wieder die Möglichkeit der Verbindung mit uns, die Möglichkeit, uns zu erfassen, gegeben wird und wie sich uns der Weg zu ihr öffnet. Also keine Machtfrage, als ob neben den Dozenten, den Volkskammern usw. nun auch der Student als letzter zur Neugestaltung auch ein wenig mitzureden wünscht, das ist es nicht! Wir wollen mehr. Und wir wollen auch weniger: wollen nur sagen, wo uns der Schuh drückt, da wir die zunächst Betroffenen sind.

.....

### Studententag in Karlsruhe 1958

„Die Hochschulreform hat schon begonnen“

Prof. Dr. Karl Schiller, Rektor der Universität Hamburg.

3. Und nun komme ich wieder zu der Kehrseite einer anderen Medaille. Ein verstärktes Autonomiestreben der Universitäten nach außen verlangt auch eine umso intensivere Lebensdemokratie der Gelehrtenrepublik nach innen. Es ist schon so: Demokratie beginnt zuerst im eigenen Hause. Das erweist sich vor allem in der Beteiligung der Nichtordinarien und Studenten, an der Willensbildung der Universitätsorgane. Hier sehr ich neue Chancen: Die Aufgaben, die in diesen Jahren auf uns zukommen, müssen zwangsläufig eine Drift zur Verstärkung der Universitätsdemokratie erzeugen, wenn nicht alles schief gehen soll.

.....

Was somit begonnen hat, ist sozusagen ein Test auf das Funktionieren akademischer Selbstverwaltung und das Praktizieren akademischen Bewußtseins. Wenn noch vor einigen Jahren notwendige Verstärkung der Organe der Gesamtuniversität (Rektor, Senat, Fakultäten) gegenüber den zentrifugalen Zerfallstendenzen sozusagen vom akademischen Ethos her beschworen wurde, können wir nun feststellen, daß die neuen Aufgaben diese Gesamtorgane stärken müssen, wenn das Ganze gelingen soll. Das wird mit dem Wissenschaftsrat noch deutlicher werden.

.....

5. Die Einheit von Forschung und Lehre an den deutschen Universitäten ist so oft als ein unverzichtbares Prinzip dargestellt worden, daß sich weiteres zu sagen erübrigt. In einer Gesellschaft mit fortschreitender Massenfabrikation und Engros-Verteilung von konfektioniertem Wissen im Reader's Digest-Stil ist die Universität immer noch – trotz einigen Einzelercheinungen der „Knüller-Jagd“ und der Schlagwortherrschaft auch in der akademischen Welt – etwas grundsätzlich „Anderes“ geblieben, das in Spannung zu der übrigen Welt steht. Sie ist wirklich noch ein Widerspruch, den wir gerade in einer pluralistischen Gesellschaft dringend nötig haben! Sie ist zwar keine Insel der Seligen mehr, wohl aber immer noch ein Reservat der Distanz und der primär sachbezogenen Auseinandersetzung. Das Gegenwärtigsein der Studenten bei einem Forschungs- und Denkvorgang sollte daher weiterhin möglich sein. Sicherlich ist für viele Studenten diese Teilnahme nur potentiell da und auch für manche Dozenten kaum noch vorhanden. Aber auch als Möglichkeit ist sie zu verteidigen.

.....

### „Möglichkeiten und Grenzen der Studentischen Selbstverwaltung“ (VDS)

von Klaus Meschkat

Die Studentenschaft und ihre Vertretung steht nicht isoliert in einem freien Raum, sie ist zunächst Glied der Hochschule, darüber hinaus aber auch zum Teil unserer Gesellschaft. Sie sieht sich einmal als zahlenmäßig stärkste Gliedkorperschaft der Hochschule eingefügt und gegenübergestellt, sofern man vom Körperschaftscharakter der Hochschule ausgeht. Sie steht aber auch – einzeln und zusammen mit der Hochschule – dem Staat und außerstaatlichen Machtgruppen gegenüber.

Die Hochschule, der Staat, die verschiedenen Organisationen und Interessengruppen sind sowohl potentielle Gegner als auch potentielle Bundesgenossen, wo es um die Wahrnehmung der Interessen der Studentenschaft geht. Betrachten wir zunächst die Stellung der Studentenschaft in der Hochschule, die zugleich ihre Stellung zur Hochschule bedingt. Nach vorherrschender Auffassung ist bei Anerkennung des körperschaftlichen Charakters der Hochschule die Studentenschaft als eine ihrer Gliedkorperschaften anzusehen. Zwischen der geistigen, wirtschaftlichen und rechtlichen Autonomie der Hochschule und der Stellung der Studentenschaft in ihr besteht ein innerer Zusammenhang, der leider oft verkannt worden ist. In Karlsruhe wurde er in einer Diskussionsgruppe vollkommen richtig herausgearbeitet:

„Die Forderung der Universität nach autonomer Selbstverwaltung bedingt eine „Demokratisierung“ der inneren akademischen Selbstverwaltung, d.h. die „Diktatur der ordentlichen Professoren“ muß durch eine echte Selbstverwaltung ersetzt werden, an der alle der Universität angehörenden (Professoren, Dozenten, Assistenten, Studenten) in geeigneter Weise teilnehmen. Wenn man zu einer solchen „Demokratisierung“ nicht bereit ist, wird die Be-

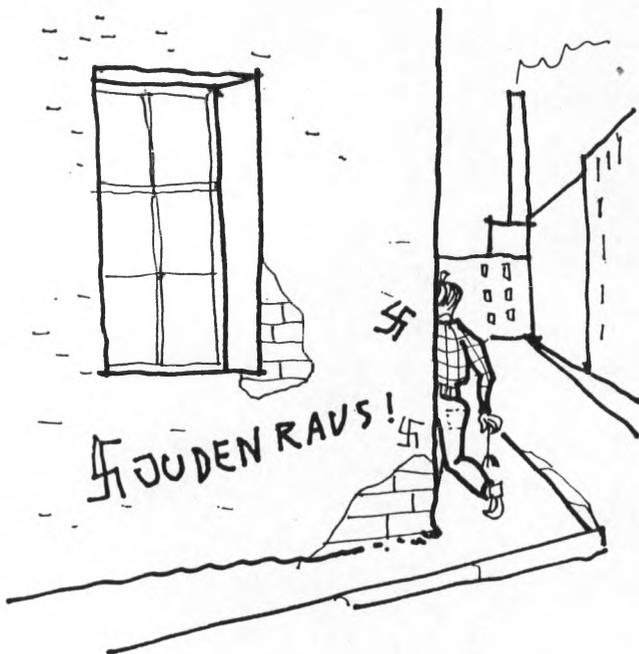
# Hakenkreuz und Natostern

Die antisemitischen Vorfälle der vergangenen Wochen haben die Öffentlichkeit maßlos erregt. Wir wollen nicht die Ausschreitungen unverbesserlicher Judenhasser verharmlosen. Nachgiebigkeit wäre in diesen Fällen nicht angebracht. Denn neben anderen Gründen spricht die Gefährdung des deutschen Ansehens im Ausland für eine harte Bestrafung. Es muß klar dokumentiert werden, daß wir auch die letzten Reste von Rassenwahn und fanatischer Intoleranz überwinden wollen.

## Judenpsychose

Trotzdem war im Verhältnis zu den echten politischen Gefahren die Erregung über die antisemitischen Vorfälle maßlos übertrieben. Die größte Gefahr der Gegenwart ist ein neuer Krieg und aller Wahrscheinlichkeit nach wird er kommen. Und diese neue Katastrophe zetteln nicht Nationalsozialisten an. Sie wird von den Regierungen des Westens mitverschuldet, die auf der unelastischen Politik der Stärke bestehen bleiben.

Diese Politiker sind nicht bereit, auch nur die geringsten



Besudlung 1960

Zugeständnisse ideologischer und materieller Art gegenüber dem Osten zu machen. Sie sind davon überzeugt, das damit verbundene große Kriegsrisiko tragen zu können. Sie glauben sogar, auch den Kriegsfall, der die Ungültigkeit ihrer Abschreckungstheorie beweisen würde, gegenüber ihrem Gewissen und ihrer Vernunft rechtfertigen zu können.

Aber die breite Bevölkerung denkt nicht so weit. Sie stimmt zwar für die Politik der Stärke, ist sich jedoch nicht im klaren darüber, welche Konsequenzen diese Entscheidung hat. Denn im Grunde würde sie einem neuen Weltkrieg jede Berechtigung absprechen. Sie denkt nicht an den Ernstfall.

Die Toten sollten die Lebenden mahnen. Die Mahnung der Opfer des Nationalsozialismus heißt nicht nur: Hütet Euch vor neuen Hakenkreuzen! Das nationalsozialistische Erbe verpflichtet zur Wachsamkeit gegenüber allen Anzeichen, die Gefahren enthalten können. Man muß jedes politische Programm gewissenhaft und konsequent untersuchen, insgesamt die richtigen Maßstäbe anlegen und nicht wertvolle Gefühlskräfte mit der Verdammung politisch unwesentlicher Vorgänge verschleudern. Der Natostern auf unseren Atomraketen ist entscheidend für die Zukunft, nicht die Hakenkreuze einzelner Schmierfinken. Der Nationalsozialismus hat in Deutschland ausgespielt. Aber wir sind deshalb nicht vor Unvernunft und Sadismus gefeiert. Der Sadismus der Zukunft ist perfektionierter als der nazistische; die Unvernunft der gelenkten Mehrheit führt nicht zu einer Wiederholung des zweiten Weltkrieges, sondern zu einer neuen Form der Katastrophe, zum Krieg mit Raketen- und Atomwaffen. Sicherlich sieht jedoch der atomare Krieg nicht so aus, wie ihn der melodramatische Hollywoodfilm „Das letzte Ufer“ zeigt. Diese unglaubliche Verkitschung setzt unserer Ahnungslosigkeit ein makabres Denkmal. Der Atomkrieg ist kein abenteuerlicher Weltuntergangsrummel, aber auch keine Spukidee von Phantasten.

## Atompsychose

Bei vielen Zeitgenossen erweckt schon die Erwähnung dieses „Atomthemas“ Unwillen und Ärger. Andere, die sich über die harmlosesten Fehler in der Politik aufregen können, bleiben gleichgültig. Es ist einfach absurd, wenn die härteste und wichtigste Frage unserer Zeit mit der Bemerkung beiseite geschoben wird, man solle keine „Atompsychose“ schüren.

In der Tat sind viele Mitmenschen durch Dummheit entschuldigt. Sie sehen nicht die Gefahren und Konsequenzen der allgemeinen Wiederaufrüstungspolitik. Es ist allerdings dieselbe Dummheit, die dann ausreicht, um die Wahl des deutschen Volkes im Jahre 1933 zu entschuldigen.

Wenn 1933 jeder gewußt hätte, wohin seine Wahl damals führen mußte, wäre ganz anders gewählt worden. Wenn schon heute jeder wüßte, wohin die Politik der Stärke wahrscheinlich führen wird, sähen die Wahlergebnisse in Deutschland auch anders aus.

Für die immateriellen Werte, die wir vertreten, interessieren sich die meisten Mitmenschen wenig. Wichtig für sie ist, ob die Realisierung eines bestimmten Programmes den Lebensstandard heben wird und bleibenden Frieden garantiert. Wer sich heute über die Hakenkreuzschmierer aufregt, regt sich auch nicht über die nationalsozialistische Weltanschauung auf, sondern über ihre Folgen. Man wird an über 50 Millionen Tote erinnert. Eine spätere Generation wird wiederum nur die Folgen, den vollendeten Krieg, sehen und im übrigen verständnislos zurückschauern.

## Denn sie wissen nicht . . .

Diese Parallele zur Vergangenheit ist keine Polemik, es ist die klare Bestandsaufnahme der Wirklichkeit: Die Wahl 1933 mußte zum Hitlerstaat und zu seinem Ende führen. Die heutigen Wahlergebnisse, die die Riskierung des Krieges gutheißen, führen mit der Wahrscheinlichkeit dieses Risikos zum Kriege und zu dem entsprechenden Ende. 1933 war sich die Mehrheit nicht im klaren, was sie tat;

heute ist sich die Mehrheit wiederum nicht im klaren, was sie tut.

Ein nur laues, routinemäßiges Bekenntnis zum westlichen Gesellschaftssystem reicht nicht aus, um die ungeheuren Konsequenzen zu rechtfertigen, die ein Krieg mit sich bringen würde.

Zu dem ehrlichen Bekenntnis zum westlichen Ideengut gehört eine klare Stellungnahme, ob dieses Bekenntnis bedingungslose Verteidigung einschließt. Man kann sich nicht mit der Abschreckungstheorie um eine Stellungnahme zum Ernstfall drücken!

Wenn der Krieg ausgebrochen ist, ist es zu spät für Überlegungen. Für die, die heute nichts gegen die atomare Aufrüstung einwenden, wird dann nur noch die Parole gelten „Leben und überleben!“ und nicht etwa „Frei sein und demokratisch bleiben!“. Die Entscheidungen, Bomben auszulösen oder nicht, werden bei Ihnen von Entsetzen, Angst und Mitgefühl bestimmt werden und nicht von der Vernunftüberlegung, ob das Prinzip, für das sie kämpfen, an und für sich richtig ist.

Man muß vorher solange über seine Grundsätze nachgedacht haben, bis man vollkommen sicher ist, daß ihre Anwendung im Ernstfall keine Gewissenskonflikte mehr hervorrufen wird. Dann ist aus einer Ideologie eine echte Überzeugung geworden.

Die Mehrheit derjenigen, die das Kriegsrisiko mit ihren Wahlentscheidungen heraufbeschwören, hat keine echte Überzeugung. Diejenigen, die die Propaganda für die Rüstungspolitik betreiben, sind sicherlich ehrenwerte Menschen und bereit, für ihre Überzeugung im Ernstfall selbst elend zu sterben. Trotzdem sind sie höchst gefährlich, weil sie nicht alles tun, um die Wähler über die Konsequenzen ihrer Politik aufzuklären. 1933 wurde der Blick für die Entwicklung bewußt verschleiert; trotzdem hätte man sie bei einiger Wachsamkeit voraussehen können. Heute liegt wieder vieles im Unklaren; dennoch läßt sich die Entwicklung voraussehen.

### Die Gefahr wächst

Trotz der Entspannung zwischen Ost und West wächst die Gefahr eines unvermutet ausbrechenden Krieges langsam, aber beständig. Das ist die logische Folgerung aus der Tatsache, daß immer mehr Staaten Kernwaffen entwickeln und vorrätig haben. Eben ist die französische Bombe einsatzfähig geworden; es wird nur noch wenige Jahre dauern, bis auch die kommunistischen Chinesen ihre Kern-

waffen selbst produzieren können. Außerdem bleibt die Waffenentwicklung der führenden Staaten auch nicht stehen. Die Vereinigten Staaten entwickeln „saubere Bomben“; Chruschtschow droht mit neuen, „phantastischen Waffen“.

Man darf nicht zu naiv sein: Die Kernwaffen gelten zwar als Abschreckungsmittel, aber im Ernstfall werden sie auch eingesetzt. Wenn man mit diesem Ernstfall nicht rechnen würde, gäbe es in New York keine Atomalarmübungen und in der Bundesrepublik nicht den Bau von Atomluftschutz-



Besudelung 1980?

kellern. Oder sollen diese Vorkehrungen etwa auch nur abschrecken?

Es ist für niemanden einfach, den richtigen Standpunkt zu finden. Er kann aber nur zwischen den Extremen: Kriegsriskierung (Politik bedingungsloser Stärke) und Selbstaufgabe (Politik bedingungsloser Nachgiebigkeit gegenüber Osten) liegen. Da wir uns zur Demokratie bekennen, muß jeder einzelne mit Überzeugung zu einem Standort innerhalb des genannten Bereiches stehen. Eine propagandistische Lenkung und ein müdes sich-lenken-lassen der Angesprochenen können wir nicht akzeptieren. Die grundsätzliche Frage, ob und wie sehr man noch einmal einen neuen Weltkrieg riskieren kann, muß jeder beantworten.

Gerhard Rahmstorf

Fortsetzung von Seite 5

Male unterlassen, die erforderliche Initiative zu ergreifen. Deshalb fordern wir, daß die Studentenvertretung Sitz und Stimme in allen Gremien der Universität erhält!

### Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Zu den durch die Presse bekanntgewordenen Beschlüssen und Erklärungen des derzeitigen Allgemeinen Studentenausschusses der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität nehmen Rektor und Senat der Universität wie folgt Stellung: 1. Während die geltende Satzung der Universität von 1930 nur in einem einzigen Satz von der Existenz einer „Studentenschaft“ spricht, ist ihr in dem Entwurf einer neuen Satzung ein eigener Abschnitt gewidmet.

2. Es trifft nicht zu, wenn in den Erklärungen des AstA behauptet wird, daß die Universität dem AstA nur einen Sandkasten zum Spielen überläßt und seine Wirksamkeit

in der Vermittlung von Preisermäßigungen, Kinos, Fahr-scheinen, Tanzschulen erschöpft. Der AstA ist, obwohl der Senat nach der geltenden Satzung der Universität in keiner Weise verpflichtet ist, seit langem zur Beratung aller die Studenten betreffenden Fragen hinzugezogen worden. So sind in der ersten Senatssitzung dieses Semesters zwei Vertreter des AstA die längste Zeit anwesend gewesen und zu Worte gekommen, und auch zu der zweiten Sitzung waren sie eingeladen.

6. Zur Rechtslage ist folgendes zu sagen: Nach der in Geltung befindlichen Satzung der Studentenschaft ist ein Rücktritt des AstA auf Beschluß von  $\frac{2}{3}$  seiner Mitglieder möglich, worauf innerhalb 3 Wochen Neuwahlen stattfinden müssen. Dagegen kann ein nach der Satzung der Universität vorgesehene Organ seine eigene Aufhebung gar nicht beschließen. Ein etwa dahingehender Beschluß der Studentenvollversammlung wäre infolgedessen bedeutungslos.

Die deutschen Studenten haben sicherlich ebenso viel oder wenig Charakter und „Ehre“ wie andere Studenten auch. Wenn aber hierzulande während der Prüfungen mehr betrogen wird als anderswo, so liegt dies an den Prüfungs- und Studienbedingungen, die nicht mehr unserer Auffassung vom Studium entsprechen.

Es geht unserer Meinung nach beim Studium nicht um eine Pflichterfüllung nach moralischen Grundsätzen und nicht um eine ehrenhafte Absolvierung eines vorgeschriebenen Lehrplanes. Das eigentliche Fachstudium dient der Aneignung des notwendigen Wissens für die Berufsausübung. Dieses Fachstudium muß unbedingt so rationell wie möglich betrieben werden, da der Student immer noch Zeit für wesentlichere Dinge haben muß. Die Forderung nach rationellem Studieren bedeutet:

1. Der Wissenszuwachs aus Vorlesungen, Übungen, Praktika usw. muß mindestens proportional mit dem damit verbundenen Zeitaufwand zunehmen.

2. Jeder unnötige Arbeitsballast muß vermieden werden. Da nun ein ganz klares Mißverhältnis zwischen den Anforderungen des Lehrplanes und den Arbeits- und Aufnahmemöglichkeiten des durchschnittlich talentierten Studierenden besteht, muß fast jeder an irgendeiner Stelle hinter den Anforderungen zurückbleiben. Wir gratulieren daher jedem, der selbständige Gedanken darauf wendet zu erkennen, was für ihn beim Studium wesentlich ist und was unwesentlich ist. Jeder muß durch sinnvolle Auswahl des Stoffes und rationelles Studieren die Überforderung bewältigen.

Seit einiger Zeit empfehlen wir daher jüngeren Kommilitonen, Vorlesungen, die den Stoff in unbefriedigender Form bringen, fallen zu lassen; wir empfehlen, Vorlesungsskripten, Sammlungen von Prüfungsaufgaben und Repetitorien für die Examensvorbereitung zu benutzen; und wir empfehlen sogar, mangelhaft vorbereitete, schwierige Übungen im Notfall einfach abzuschreiben.

Aber schon hier fängt im Grunde der Betrug an. Trotzdem wird regelmäßiges Abschreiben von Übungen und Praktikumsausarbeitungen von schätzungsweise mehr als der Hälfte aller Studenten praktiziert. Die Übungsnoten entsprechen dann nicht mehr den Kenntnissen, sondern bewerten eine nicht selbständig angefertigte Arbeit.

Warum sollte man nicht auch in einer unwichtigen Prüfung versuchen, mit dem geringsten Aufwand die notwendigen Forderungen zu erfüllen? Warum sollte man in einer Klausur nicht abschreiben aus der von Schuld und Sühne unabhängigen Einsicht, durch diese Methode wertvolle Zeit für wichtigere Dinge sparen zu können? Wenn es grundsätzlich um die sinnvollsten Methoden des Studierens geht, und nicht um ein „Lernen für den Lehrer“, dann wird Unehrlichkeit nicht mehr als Betrug oder Charakterlosigkeit empfunden werden können.

Aber selbst wenn man unproduktives Lernen und sinnlose Arbeit in Kauf nimmt, nur um unbedingt „ehrlich“ bleiben zu wollen, so ist dieser Respekt gegenüber Institutionen wie Lehrstühlen wenig überzeugend. In der Schule, wo man noch ein persönliches Verhältnis zu seinen Lehrern haben konnte, empfand man einen natürlichen Instinkt, einen geschätzten Lehrer nicht mit unerlaubten Hilfsmitteln zu bemogeln. Aber diese Instinkte verkümmern in der unpersönlichen, sachlichen Atmosphäre der Hochschule. So wie es auf der Seite der Professoren nur um Wissen und Prüfung geht, so geht es auf der Seite der Studenten auch nur um die Sache und um die zum Erfolg führenden Methoden. Das ist eine wechselseitige Entwicklung. Moralische Bindungen, Respektbeziehungen werden leider zwischen diesen beiden Seiten immer seltener.

Es gibt jedoch Kameradschaft und Gemeinschaftlichkeit unter sich, es gibt eine Solidarität unter den Studenten. Daher lehnen wir ungleiche Prüfungsbedingungen ab. Es wäre unfair, wenn sich Einzelne die Prüfung durch unerlaubte Hilfsmittel erleichtern würden. Aus diesem Grunde

## Mogeln?

## Ja und Nein

der Fairneß begrüßen wir Prof. Klotter's Vorschlag, eine studentische Selbstkontrolle bei Prüfungen einzurichten. Es ist uns allerdings bekannt, daß in den meisten Fällen, wo von Betrug geredet wurde, reine Gedächtnisstützen als Hilfsmittel verwendet werden. In der Klausur sollte auf Verständnis geprüft werden und nicht auf Gedächtnis. Die beliebten „Spikzettel“, auf denen im allgemeinen nur die wesentlichsten und kompliziertesten Formeln aufnotiert sind, haben nur die Aufgabe, Gedächtnis und Gemüt zu entlasten. Soll es doch schon vorgekommen sein, daß ein aufgeregter Kandidat in der Mathematikprüfung nicht mehr die Definition des Sinus wußte!

An die Verwirklichung des Vorschlages von Prof. Klotter muß jedoch eine Bedingung geknüpft werden. Wir müssen fordern, daß den Studenten gleichzeitig mit der Verpflichtung, selbständig für Ehrlichkeit während der Prüfung zu sorgen, mehr Mitsprache- und Mitbestimmungsrecht bei der Festlegung der Prüfungsbedingungen und der Prüfungsforderungen gegeben wird. Der nächste Weg zu wieder-auflebender Ehrenhaftigkeit und Respektierung führt über engeres Zusammenarbeiten, über persönliche Kontaktaufnahmen und Aussprachen. Es gibt viele Klausuren und Prüfungen, in denen abwegige Fragen gestellt werden und ein unangemessenes Wissen verlangt wird. Sicherlich kann nur ein überragender Wissenschaftler, nicht ein Spezialist und nicht ein Studierender, endgültig entscheiden, was wesentlich und was unwesentlich für das Studium in einer bestimmten Fakultät ist. Wir lassen uns gerne über die Bedeutung dieses oder jenes Fachgebietes aufklären. Wir sind uns nur darin vollkommen sicher, daß die Anforderungen insgesamt zu hoch sind, wenn man außerhalb seines eigentlichen Fachstudiums Wissens- und Erfahrungsbereiche anerkennt, die wegen ihrer Bedeutung auch ein gewisses Maß an Zeit und Arbeitskraft erfordern.

Wir möchten nie über der ehrenhaften, pflichtgetreuen Absolvierung des Prüfungspensums vergessen, daß die wichtigeren Entscheidungen für jeden außerhalb seiner Fachstudien liegen. Das auf jeder Immatrikulationsrede geforderte Endziel der akademischen Bemühungen soll ja schließlich eine vielseitige Bildung sein. Ohne diese These im einzelnen zu diskutieren, muß man als selbstverständliche Minimalforderung festhalten, daß der Student über sein Fachwissen hinaus wenigstens eine Ahnung von seiner Aufgabe innerhalb der Gesellschaft und einen Hauch Wissen vom politischen Tagesgeschehen haben muß und darüber hinaus – welch ein Luxus heutzutage! – auch noch Zeit finden sollte, über die sein Leben bestimmenden Faktoren nachzudenken. Dieses bescheidene Bildungssoll zu erreichen, muß immer garantiert sein, wenn die Hochschule nicht unter das Niveau einer höheren Fachausbildungsstätte herabsinken will.

Aus dieser grundsätzlichen Einstellung begrüßen wir alle Maßnahmen, durch die das Prüfungssystem und der Studiengang sinnvoller und rationaler werden. Wir freuen uns daher sehr, daß sich Prof. Klotter so offen und energisch für eine Änderung der bestehenden Prüfungs- und Studienverhältnisse einsetzt.

G. R.

## Ehrenkodex

### und Studienerfolg

In der dds 44 vom Dezember vorigen Jahres erschien ein – sicher auch als solcher gedachter – provozierender Artikel über die Ehrenhaftigkeit der Studenten. Der Artikel von Herrn Prof. Dr.-Ing. Klotter befaßte sich mit den herrschenden Prüfungsmethoden – sowohl auf Seiten der prüfenden Professoren („Polizeiaktion“), als auch seitens der zu Prüfenden („erlaubt ist alles, nur nicht erwischen lassen“). Wir danken Herrn Prof. Dr. Klotter für den Anstoß, die Zustände der Prüfungsdurchführung betrachten zu müssen und meinen, daß einer solchen „positiven Provokation“ Antwort gebührt.

In der Tat sind die jetzigen Umstände bei Klausuren und Hörsaalübungen alles andere als ein moralischer Freibrief für die Ehrenhaftigkeit der Studentenschaft: Die Schar der Prüflinge wird durch die zahlreichen Argusaugen von Professoren und Assistenten überwacht, auf daß eine Kommunikation mit Nachbarn und eigenem Informationsmaterial verhindert oder zumindest entdeckt werde. Nichtsdestotrotz hat der Student zumindest in einer seiner Taschen einen Zettel, der ihm schon durch seine pure Existenz einen psychologischen Halt zu geben scheint. Oft genug werden jener Zettel oder der Nachbar im Angesicht aller Risiken dennoch benutzt; schwere moralische Bedenken treten dabei offensichtlich nicht auf.

Diesem unwürdigen Zustand wurde von Prof. Dr. Klotter der „Honor Code“ vieler nordamerikanischer Colleges entgegengestellt: Die Klausur geht ohne Aufsichtsorgane vorstatten; die Studenten verpflichten sich vorher schriftlich, keine unerlaubten Hilfen zu verwenden, zu geben und ein Bemerkens eines Falles von deren Gebrauch zu melden. Dieser Modus von Prüfungen schaffe eine wohltuend beruhigte Atmosphäre – solches hier zu spüren wäre angenehm!

Vielleicht ist aber eine Betrachtung jener Zahlen angebracht, die Prof. Dr. Klotter für die Verhältnisse an der Stanford-University darlegte: Die Studenten legen dort pro Trimester etwa 5 Prüfungen ab, und nur eine Quote von ca. 5-10<sup>-5</sup> von der Gesamtzahl von Prüfungen müßte pro Jahr vom Ehrengericht behandelt werden.

An der THD kommen selbst die geplagtesten Stipendiaten nicht zu einer Rekordquote von 15 Klausuren im Jahr.

Leider nicht vergleichen können wir an dieser Stelle auf Grund fehlender Unterlagen die Wochenstunden von Vorlesungen, Übungen und Praktika und die damit verbundenen zeitlichen Anforderungen. Nach dem uns Erreich-

baren scheint jedoch festzustehen, daß sich das Verhältnis von

→ zur Prüfungsvorbereitung zur Verfügung stehender Zeit zum

→ in der Prüfung geforderten Stoff

beim Vergleich Stanford/THD äußert zu unseren Ungunsten entwickelt. Wir müssen betonen, daß – wenige Genies ausgenommen – die Masse der zur Prüfung schreitenden TH-Studenten ungenügend vorbereitet ist, und von einer souveränen Beherrschung des geforderten Stoffes nicht die Rede sein kann. Hierzu kommt, wie wir durch den Vergleich der Prüfungszahlen verdeutlichen wollten, daß

→ jede einzelne Prüfung an unserer TH für den Studenten übergroße Bedeutung erhält, denn Bestehen oder Durchfallen bei einer einzigen Klausur ist unter Umständen entscheidend für die ganze weitere Existenz.

Wir sind der Meinung, daß nicht moralische Fehlleistungen, sondern die angeführten drei Punkte die wesentlichen Ursachen für unsere jetzigen Prüfungszustände sind.

Kann denn das Wissen um eine Durchfallquote von bis zu 80% eine beruhigende Atmosphäre schaffen? Während der Vorlesungsmonate ist ein gründliches Erarbeiten des Stoffes zumindest in den ersten Semestern zeitlich unmöglich. Wieviel Halt kann die moralische Barriere gegen den kombinierten Angriff von Unsicherheit und vor allem blanker Angst um den Studienplatz bieten? Ist das deprimierende Gefühl der rein numerischen Behandlung seitens der Hochschule und ihrer Institutionen für den Studenten wohltuend? Der „Honor Code“ enthält nicht nur die Verpflichtung, sich nicht selbst des Unerlaubten zu bedienen (welche Hilfsmittel sind an den US-Hochschulen erlaubt?), sondern auch die, alle zur eigenen Kenntnis gekommenen Übertretungen zu melden. Hier nun, meinen wir, würde man bei einer Einführung des „Honor Code“ an der THD bei den Prüfungen in ihrer momentanen Form vom Regen in die Traufe kommen: Statt des „offenen Polizei-Systems“ zu dem der Bespitzelung. Die Vermutung, daß sich daraufhin ein wesentlich unästhetischer Sumpf von moralisch lädierten menschlichen Beziehungen auftäte, liegt wohl auch nicht allzu weit ab. (Man denke hier vielleicht an die Methoden der Steuerfahndung.) Außerdem hat schon des öfteren eine exemplarisch kräftige Prügelei ganze Generationen von Lernenden nebst dem zugehörigen Lehrinstitut gegen Denunziation immunisiert.

Der „Honor Code“ kann nach unserer Auffassung in dieser Form nicht von uns übernommen werden – bestimmt wäre er kein Heilmittel, würde er auf die Art unserer Prüfungen in ihrer derzeitigen Form gepfropft. Es ist aber eine Änderung der momentanen Verhältnisse unbedingt notwendig. Diese Forderung hat jedoch die unabwiesbare Konsequenz, daß sich am Lehr- und Lernsystem auch Entscheidendes ändern muß: Mit einer ihm ermöglichten gründlichen Erarbeitung („Studium“) wird der Student mit Freuden eine Klausur ablegen, die nur selbständiges Arbeiten erlaubt und fordert. Mit beinahe 40 Wochenstunden und allerhöchstens 4 Semestern bis zum Beginn des Vorexamens ist dieser wohltuende, beruhigende Zustand allerdings ein utopischer.

hc

### City-Abendstudio für Filmkunst

allabendlich  
19 + 21  
– Uhr –

● Schulstraße 9 Cityruf 75382

● Fenster zur Welt

● Jeden Freitag u. Samstag 23 Uhr:  
● Interessante Film-Sonderzyklen

### Die Bockshaut

ALT-DARMSTÄDTER SPEISERESTAURANT · HOTEL  
Verbindungslokal - Großer Saal - Konferenz- und Fremdenzimmer  
KIRCHSTRASSE 7 - Ruf 74558  
40 Jahre im Besitz der Familie Heiss

# WOHNHEIMMIETVERTRÄGE

Die Mietverträge, die die 137 Bewohner des Hochschuldorfes (s. dds 43) zu Anfang des Wintersemesters mit dem Studentenwerk abschließen konnten, enthalten zwei Möglichkeiten ihrer Beendigung durch das Studentenwerk: erstens die 14-tägige oder fristlose Kündigung, die nach Anhören der Heimselbstverwaltung bei Verstößen gegen Hausordnung oder Mietvertrag nach Ziffer 6 des Vertrages vorgesehen ist, und zweitens die Nichtverlängerung des Mietvertrages, der nach Ziffer 1 jeweils zum Semesterende ablaufen soll.

Diese zweimal im Jahr notwendige Verlängerung, die der Studentenwerksgeschäftsführer als Vertreter des Studentenwerkes vornehmen, aber auch unterlassen kann, gibt ihm nach dem Wortlaut des Mietvertrages die Möglichkeit, einen ihm mißliebigen Kommilitonen ohne Angabe von Gründen zum Semesterende aus dem Heim zu entfernen, und zwar ohne das bei einer Kündigung vorgesehene Anhören des Heimrates. Schon bald nach Bezug des Studentendorfes machten einige Bewohner wegen dieser Unsicherheit dem Vertreter des Heimträgers gegenüber ihre Bedenken gegen die semesterweise Befristung des Vertrages geltend, und die inzwischen konstituierte Heimselbstverwaltung wurde beauftragt, über eine entsprechende Änderung der Mietverträge mit dem Studentenwerk zu verhandeln. Die beiden Dozenten-Mitglieder des Studentenwerksvorstandes, Herr Prof. Witte und Herr Dr. Sacherl lehnten eine vom AStA wegen der Bedeutung dieser Mietverträge als Muster für die anderen Wohnheime angeregte Behandlung dieses Problems im Studentenwerksvorstand solange ab, wie Aussicht auf Einigung der Heimgemeinschaft Hochschuldorf mit dem Geschäftsführer besteht.

Herr Dr. Sacherl äußerte sich, aus Interesse, nicht aus Zuständigkeit, dahingehend, daß er eine Nichtverlängerung eines Mietvertrages grundsätzlich nur nach Anhören des Heimrates befürworte, und daß dadurch vor allem der Heimgemeinschaft selbst die Möglichkeit gegeben werde, einen nicht zu ihr passenden Kommilitonen ohne den Eklat einer Kündigung aus dem Heim zu entfernen, d. h. einen Mitbewohner auch dann loswerden zu können, wenn sein Verhalten zwar nach Auffassung der Mehrheit nicht zur Gemeinschaft paßt, aber andererseits zur Kündigung kein direkter Anlaß vorliegt. Außerdem sei in Anbetracht der zu erwartenden über tausend Bettplätze in Darmstadt diese Regelung dazu angetan, viel Zeit zu sparen, denn eine Kündigung ziehe meistens eine Befassung des Studentenwerksvorstandes oder gar des Rektors nach sich.

Der Geschäftsführer Reißer begründet die Möglichkeit der Nichtverlängerung z. T. ebenfalls mit den Vorteilen für die Heimgemeinschaft zum anderen Teil mit der Notwendigkeit für Hochschulinstitutionen, wie Auslandsamt oder Sportamt zur Unterbringung eines dort betreuten Studenten Plätze frei machen zu können. Trotz der mindestens zur

Formulierung in den Mietverträgen geäußerten Bedenken will das Studentenwerk im nächsten Semester Mietverträge gleichen Wortlauts abschließen lassen und diesen Bedenken mit einer schriftlichen Zusage an die Heimselbstverwaltungen begegnen, nicht ohne Einvernehmen mit ihnen eine Nichtverlängerung des Mietvertrages vorzunehmen.

Es ist einerseits unklar, warum das Studentenwerk diese Zusage nicht in die Mietverträge aufnimmt, womit einer Unsicherheit vieler Heimbewohner von vorneherein begegnet wäre. Andererseits bedarf aber die ganze Konzeption dieser Studentenheimpraxis einer Überprüfung.

Zu dem letzten Argument des Geschäftsführers ist zu sagen, daß mit einer im Mietvertrag speziell vorzusehenden, gar nicht diskriminierenden Kündigung mit genauer Begründung sehr gut etwa notwendige Plätze für die Interessen des Auslandsamtes oder anderer Institutionen freigemacht werden können.

Die Heimgemeinschaft sollte entsprechend zu ihrem Mitwirkungsrecht bei der Aufnahme auch die Möglichkeit erhalten, mit genauer Begründung die ebenfalls nicht entehrende Kündigung eines solchen Kommilitonen zu verlangen, der nachweislich ihre Gemeinschaftsabsichten stört. Dieses Verfahren hätte gegenüber der kalten Nichtverlängerung eines Mietvertrages den großen Vorteil, daß sich die Heimselbstverwaltung in jedem einzelnen derartigen Fall darüber klar werden muß, welche Anforderungen eine Heimgemeinschaft an den Einzelnen und auch an sich selbst stellen kann und muß.

Diese beiden in die dann unbefristeten Mietverträge neu aufzunehmenden Kündigungsmöglichkeiten könnten ausschließlich zum Semesterende vorgesehen werden, um einen deutlichen Unterschied zu schaffen zu der Kündigung, die als Anlaß einen Verstoß gegen Hausordnung oder Mietvertrag hat. Der jetzt vielleicht schon vorhandene Zustand würde dadurch vertraglich festgelegt, und die Heimbewohner könnten das Gefühl, vom Studentenwerk nur gnädig geduldet zu sein, völlig ablegen.

Die Schaffung klarer Verhältnisse in dieser Beziehung ist aber auch im Sinne der weitergehenden Zielsetzung von Studentenwohnheimen notwendig. Die Heime sollen mit der Hochschule in enger Verbindung stehen und keine selbständigen Institutionen mit nur lockerer Nachbarschaft zur Hochschule sein. Der Begriff der Heimgemeinschaft darf deshalb nicht überbewertet werden, was jetzt zu geschehen droht mit der angestrebten Möglichkeit für die Mehrheit der Heimgemeinschaft, einen ihr mißliebigen Kommilitonen ohne Angabe von Gründen ihm gegenüber ohne weiteres aus dem Heim entfernen zu können, wenn der Geschäftsführer nur indifferent oder gar ebenfalls ablehnend zu dem Betreffenden steht. Ein Heimbewohner könnte z. B. wegen seiner Tätigkeit in anderen Hochschulgruppen wenig Zeit oder Lust haben, sich aktiv an der Gemeinschaftlichkeit im Heim zu beteiligen oder wegen seiner anderen politischen Auffassung mit den anderen Heimbewohnern verschiedener Meinung sein und müßte daraufhin, wenn die anderen Mitbewohner daran interessiert sind, aus dem Heim ausziehen. Die Gefahr der Bildung von Klicques in Studentenwohnheimen besteht immer, es kann aber niemandes Interesses sein, diese Gefahr noch dadurch zu verstärken, indem man der Heimgemeinschaft eine so bequeme Möglichkeit gibt, Kommilitonen aus den mit öffentlichen Mitteln geförderten Heimen zu entfernen. Wegen dieser öffentlichen Mittel ist ein Studentenheim nämlich nicht dasselbe, wie jede andere Hochschulgruppe, bei der jederzeit die Art der Mitarbeit usw. als Kriterium für weitere Mitgliedschaft gelten darf. Die so sehr erwünschte staatsbürgerliche Erziehung in Studentenheimen muß dann scheitern, wenn die Mehrheit der Bewohner die Möglichkeit hat, anders Denkende oder anders Handelnde einfach aus der Gemeinschaft zu entfernen.

dn



**DUTCH**

**SWING**

**COLLEGE**

**BAND**

Anlässlich seines 10-jährigen Bestehens holte der „hot circle darmstadt“ die wohl beste europäische Dixielandband nach Darmstadt. Die auch im Preis im Verhältnis zu den üblichen hot-Konzerten relativ teure Veranstaltung wurde ein durchschlagender Erfolg, die Otto-Berndt-Halle war voll. Und die vielen, die da kamen, wurden vollauf belohnt. Popularität und Qualität der DSC-Band konnten von vornherein nicht angezweifelt werden, und Größe und Resonanz des Publikums ließen sie an diesem Abend in die richtige Stellung kommen, um die Erwartungen zu erfüllen. Die DSC-Band, die mit dieser Deutschland-Tournee ins Profilager überwechselte, wird jetzt wieder von ihrem Gründer und ursprünglichen Leiter Peter Schilperoort (Baritonsaxophon und Klarinette) geführt. In der Besetzung der Band sind neben den langzugehörigen und qualifizierten Musikern der Trompeter Max Klein und der Posaunist Dick Kaart neu dazugekommen.

Neben dem hinreißend swingend gespielten „mainstreet“ sorgten auch der persönliche Charme und die lockere Angeregtheit der einzelnen Musiker für einen guten Kontakt zum Publikum. Die 12 Stücke vor der Pause und die 10 danach folgenden gaben einen repräsentativen Querschnitt durch die Fähigkeiten und Möglichkeiten der Dutch Swing College Band. Die für sie typischsten Beispiele sind vielleicht der „Tiger Rag“ gewesen und erst recht ihr Spezialstück – „Wa ery Blues“, beides natürlich mit dem einzigartigen „Dutch-Swing-College-Finale“. Das Volk tobte vor Freude und Vergnügen.

Auf Einzelleistungen einzugehen wäre gegenüber der Ensembleleistung der DSCB ungerecht, vielleicht sei aber noch für die mit den Platten der Band vertrauten erwähnt, daß sich Max Klein ganz großartig in den Stil einfügte, und durch ausgezeichnete Soli und Begleitung im Background sicher Wesentliches zum Erfolg beiträgt.

Wie gesagt, Zuhörer und -schauer waren vollauf zufrieden, und sie versuchten alles, um noch ein paar Zugaben am Ende zu bekommen. Dem hot circle darmstadt sei für das Vergnügen gedankt! hc.

**DRESDNER BANK**

AKTIENGESELLSCHAFT

FILIALE DARMSTADT

DARMSTADT-RHEINSTRASSE 14

RUF 74061



## 10 Jahre „hot circle darmstadt“

In diesen Tagen feierte der „hot circle darmstadt“ sein zehnjähriges Bestehen. Dieser studentische Jazzclub ist in den vergangenen Jahren zu einer festen und sympathischen Institution in unserer Hochschulgemeinschaft geworden. Daß er tatsächlich ein Teil des studentischen Lebens ist, zeigen Satzung, Vorstand- und Mitgliederzusammensetzung; im Vorstand sind nur Studenten und sind früher auch immer nur Studenten gewesen, und zu allen Zeiten bestand seine Mitgliedschaft zum weitaus überwiegenden Teil aus jazzfreudigen Studikern. Der hcd hat es sich zur Aufgabe gemacht, allen interessierten jungen Menschen an unserer Hochschule die Möglichkeit zu geben, Jazz zu hören und zu spielen, sofern die einzelnen ein Instrument beherrschen, und überhaupt das Befassen mit dieser lebendigsten aller Musikarten zu fördern.

Offiziell wurde der hcd am 2. 2. 1950 gegründet. Den Impuls dazu gab ein lose organisierter Zusammenhalt von jazzinteressierten Studenten, die sich schon seit einiger Zeit unter dem jetzigen Dipl.-Ing. Volz im Amerikahaus zu Schallplattenvorträgen trafen.

Der erste Vorsitzende 1950 war Gerhard von Keussler, und die damalige Arbeit des Jazzclubs entsprach den Zeiten, indem man sich im Amerikahaus, das sich damals noch im Hotel zur Krone befand, im Kinderstübchen in kleine Stühlchen zwängte oder auch in der Bibliothek von allen Seiten gepumpte Platten anhörte und darüber diskutierte. Nachfolger Keusslers wurde dann Hans Werner Wunderlich.

Ab 1953 gehörte auch Horst „Emil“ Mutterer zum hcd, der vorher während eines Auslandsstipendienjahres in Frankreich als Pianist Kontakt zu einer französischen Amateurband gefunden hatte. Nach Darmstadt zurückgekehrt, war vor allem er eine Triebkraft für die Entwicklung des hcd. Im Mai 1954 veranstaltete der Jazzclub sein erstes Konzert, das zur eigenen Überraschung ein großer Erfolg wurde. Die Plakate, Eintrittskarten und das übrige Drum und Dran waren ganz „handgestrickt“, und das gute Echo auf diese „Jazz Conference“ gab dem hcd großen Auftrieb. Kurz danach, anlässlich des Hochschulballes des Jahres, bekam man auch den Keller unter dem Mensafoyer. Wie mit anderen Hochschulbauten hatte es auch mit diesem Keller seine Bewandnis, denn er sollte ursprünglich eine Bierschwemme werden (später waren dort Toiletten geplant). Das Studentenwerk und sein Geschäftsführer Herr Reißer unterstützten das Kellervorhaben sehr, wodurch ein ordentlicher Fußboden, Türen, Fensterrahmen und Licht angeschafft werden konnten.

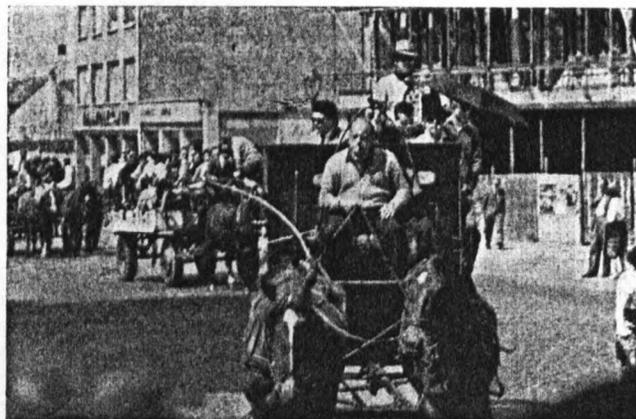
Beim Hochschulball 1954, zur Einweihung des Kellers, den die Architekten damals dekoriert hatten, war das alles noch nicht da und es wurde bei Kerzenlicht gefeiert.

Die erste Studentenband in Darmstadt waren die „Rhine Water Ramblers“ in dieser Zeit. Diese Gruppe brachte es auch zu Gastspielen in Wiesbaden, an den Universitäten Bonn und Marburg 1955. Das erste Engagement einer fremden Band lag mit dem 3. Konzert im Januar 1955, im Mai kamen die „Feet Warmers“, und von da an veran-

staltete der hcd regelmäßig mindestens einmal im Semester ein Jazzkonzert.

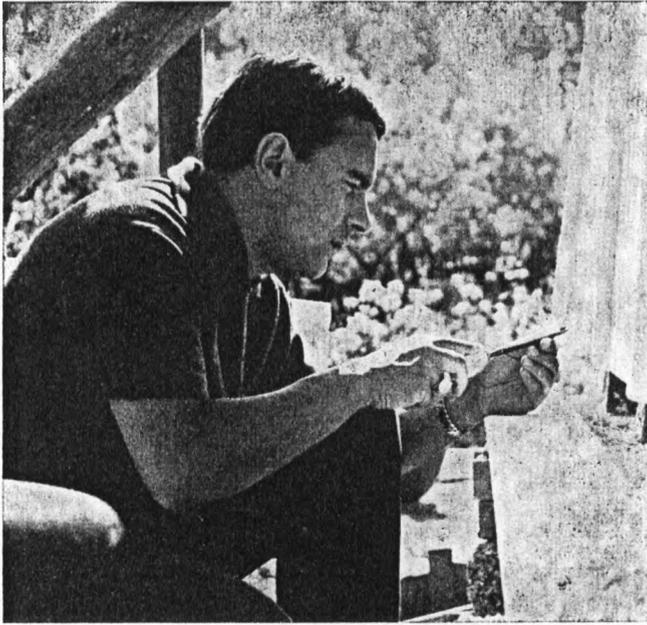
Der Jazzclub wurde zum Nährboden und Treffpunkt der Darmstädter Jazzmen und -interessierten. Seit 1955 wurde dienstags gejammt und der Freitag für Plattenvorträge eingesetzt, die immer 30 bis 40 Zuhörer finden. Junge Darmstädter fanden Kontakt, und noch während die einzelnen auf die Schule gingen, taten sich ein paar Oberschüler zu einer neuen Band zusammen: Den „Long Louis Jazz Babies“. Und durch ein Gastspiel dieser Band im Fernsehen entstand ein guter Kontakt zur Stadt Darmstadt, die durch 2 Matinees auf der Mathildenhöhe und die jetzt laufenden Mietkonzerte die Jazz Babies sehr förderte.

Im Laufe dieses Jahres jetzt werden einige vom alten Stamm des hcd ausscheiden, und es sieht so aus, als ob eine Lücke in der kontinuierlichen Entwicklung entstünde. Momentan sind auch relativ viele Schüler Mitglieder, weshalb mehr „Nachwuchs“ in Form von Studenten der Anfangssemester höchst erwünscht ist. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von 50 Pfennig pro Monat ist wirklich sehr gering und dürfte wohl kein Hindernis für interessierte Leute sein – und abgesehen von der nicht unbegrenzten Größe der Räumlichkeiten sind keinerlei Schwierigkeiten vorhanden.



Bis auf das vergangene Jahr machte der hcd jährlich einen „bandwagon“ beachtlichen Ausmaßes (siehe dds Nr. 29) und mit großem Erfolg. Daß dies letztes Jahr ausfiel, lag einfach daran, daß es nicht mehr genug (7 Stück) Pferde in Darmstadt gibt und sich deren geringe Zahl auch noch laufend verkleinert. Verhandlung um ein anderes ebenfalls in den letzten Zügen liegendes Verkehrsmittel sind voriges Jahr gescheitert. Es besteht aber die Hoffnung, daß dieses Jahr das freudige Ereignis wieder stattfinden kann. Außerdem erhofft man, die Vor-Vorentscheidung zum Deutschen Jazz Festival hierher in die Otto-Berndt-Halle zu bekommen – und die „Long Louis Jazz Babies“ haben natürlich vor, nach Bestehen der Vorrunden nach Düsseldorf fahren zu können. Dazu kommt noch, daß die Stadt Darmstadt dankenswerterweise vorhat, im Laufe des Sommers alle 4 Wochen Matinee-Platzkonzerte mit Darmstädter Jazzbands zu machen, z. B. am Langen Ludwig, auf dem Bahnhofplatz und der Woogs-Insel!

Und natürlich wird auch weiter wie bisher in den letzten 3 Jahren die Verbindung mit den „Filialen“ des hcd – „Jazzkreis Bensheim“ mit 40, Roßdorf (!) mit 12 Mitgliedern – weiter gepflegt.



## Ein Gespräch mit Helmut Lander

Geboren 1924 in Weimar, Abitur, Soldat, Gefangenschaft. Studium an der Hochschule für Baukunst und Bildende Künste in Weimar. (1951 Dipl.-Prüfung in Weimar) — Seit 1951 in Darmstadt. — Reisen in den Vorderen Orient und nach Nord- und Westafrika. Kollektivausstellungen in Weimar, Darmstadt, Frankfurt, Oldenburg. 1956 Stipendium des Bundesverbandes der Deutschen Industrie.

Wichtigste Arbeiten:

1954 Ludwigs-Georgs-Gymnasium, Darmstadt, Mosaik (Arch. Prof. Max Taut); 1957 Ev. Pfarrkirche Oestrich/Rheingau, Glasbetonfenster (Arch. Dipl.-Ing. Hofmann); Volksschule Bad Vilbel, Klinkerrelief und Natursteinmosaik (Arch. Prof. Grund); 1958 Studentenheim Darmstadt, Fassadengestaltung und Farbgebung (Arch. Mengler); 1959 Christuskirche, Bochum, Glasbetonfenster und Bronzetür (Arch. Prof. Oesterlen).

DDS: Unseren Lesern sind Sie durch die Fassadengestaltung an verschiedenen Bauten in Darmstadt bekannt. Außerdem wissen wir von Ihnen, daß Sie als Wandmaler auf dem Gebiet des Mosaiks und des Glasfensters arbeiten und zu einem engeren Kreis darmstädter Künstler gehören.

LANDER: Mitglied der darmstädter secession.

DDS: Herr Lander, Sie sind 1951 von Weimar nach Darmstadt gekommen. Empfinden Sie die hiesige Atmosphäre als angenehm für Ihr Schaffen?

LANDER: Ich finde, daß einer Stadt wie Darmstadt aus ihrer Tradition eine Art Verpflichtung entsteht, und dies eine Aufgeschlossenheit schafft, in der sich gut arbeiten läßt. Das zeigt sich in einem engeren Kontakt und einer Interessiertheit bei der Stadtverwaltung, und geht...

DDS: ...bis zum Keller.

LANDER: Ja, bis zum Keller, könnte man sagen.

DDS: Dürfen wir mal ganz privat fragen, Was halten Sie vom Keller?

LANDER: Ich bin da befangen, weil ich zu den Leuten gehöre, die den Keller eingerichtet haben. Der Keller war für uns damals einfach eine Möglichkeit zusammensitzen. Er hat natürlich eine Menge Krisen durchgemacht. Aber er ist doch vor einem bewahrt geblieben, was solchen Künstler-Kellern in anderen Städten passiert, daß sie völlig vernobelt sind, und von den Leuten, die sie aufgebaut haben, gar nicht mehr besucht werden. Das ist hier doch nicht der Fall.

DDS: Ja, die Frage ist nur, ob der Keller außer der Tatsache, daß er eine Stätte angenehmer Unterhaltung ist, eine ideologische Bedeutung für die einzelnen hat, ob dort neue und gemeinsame Ideen gefaßt und diskutiert werden.

LANDER: Na ja, wir sind nicht mehr in den zwanziger

Jahren. Die wirklich großen Ideen sind wahrscheinlich immer nur aus der Arbeit einzelner entstanden und gar nicht so sehr Gemeinschaftsprodukte wie es uns jetzt scheint. Sich so ein Lokal als Destillationsapparat vorzustellen, ist immer ein bißchen...

DDS: Da können wir gleich fragen, wie weit Sie allein oder im Kontakt mit anderen Künstlern arbeiten.

LANDER: Ich glaube, es ist unser Problem, daß wir eben nicht in der Gemeinschaft arbeiten, sondern jeder für sich allein steht und stehen muß. Insofern ist das gar nicht eine Frage des Ortes sondern der allgemeinen Situation. Da kann uns kein Keller helfen. Es ist einfach so, daß sich jeder seinen eigenen Weg suchen muß.

DDS: Liegt das daran, daß sich alle Künste im Stadium des Experimentierens befinden? — Wenn Sie sich nicht an dem orientieren, was andere tun, woran orientieren Sie sich dann?

LANDER: Das schließt nicht aus, daß man sich an anderen orientiert. Es ist bloß die Frage, ob so etwas wie eine gemeinsame Idee da ist. Denn die Sammelbegriffe, die man jetzt schafft, wie Tachismus oder Informelle Malerei, sind ja nicht das geistige Konzept einer bestimmten Künstlergruppe, sondern kunsthistorische Begriffe.

DDS: Wollen Sie damit sagen, daß im Grunde die Idee fehlt, daß es sich um rein formale Experimente handelt?

LANDER: Ich glaube, daß sich jeder, der schöpferisch arbeitet, die Idee selbst suchen muß.

DDS: Halten Sie es für möglich, daß die verschiedenen Ausgangspunkte und Ideen mit der Zeit zusammenfinden?

LANDER: Da schneiden Sie das eigentliche Dilemma an. Eine umfassende geistige Idee, wie z. B. in der Gotik, als das Christentum gleichmäßig und in voller Tiefe von allen Menschen erfaßt wurde, gibt es heute nicht.

DDS: Und Sie glauben und haben Anhaltspunkte dafür, daß zur Zeit der Gotik alle das gleiche Grunderlebnis hatten?

LANDER: Das beweist sich aus den Dingen. Wenn ich mir einen gotischen Dom ansehe, dann sehe ich, daß dort alles bis zum Türgriff stimmt. Das kann nur entstehen, wenn jeder von dem gleichen Geist durchdrungen ist. Heute muß man dem Handwerker eine genaue Zeichnung geben, während er früher ohne weiteres die richtige Form fand.

DDS: Sie sagten vorhin, die darmstädter Tradition sei etwas Wesentliches. Dann müssen Sie doch irgendwie empfinden, daß Sie noch anschließen an die Vergangenheit.

Können Sie uns irgendwelche Künstler nennen, in deren Schaffen Sie Ihre Ausgangspunkte sehen?

LANDER: Ich glaube, daß jedes echte Kunstwerk, gleichgültig wann es entstanden ist, uns eine Menge zu sagen hat; und daß man aus jeder ernsthaften künstlerischen Arbeit viel lernen kann. Die Probleme sind ja im Grundsätzlichen immer gleich.

DDS: Haben Sie es nicht als einen Bruch empfunden, als Sie vom gegenständlichen zum abstrakten Malen kamen?

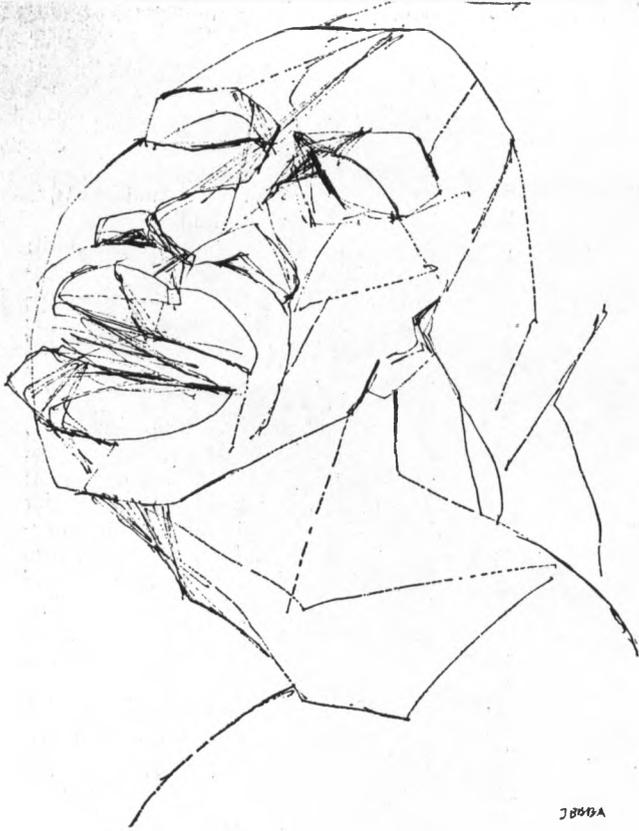
LANDER: Das ist unwesentlich. Auch bei meinen gegenstandslosen Bildern gehe ich immer von bestimmten Erlebnissen aus. Ich kann ein Naturerlebnis so weit übersetzen, daß der Beschauer dieses Bild als gegenstandslos empfindet. Für mich ist es aber noch ein völlig gegenständliches.

DDS: Glauben Sie also, daß man auch heute noch als junger Maler gegenständlich arbeiten kann?

LANDER: Das halte ich durchaus für möglich. Ich persönlich bin diesen Weg nicht gegangen. Man weiß nie, wenn man zu malen anfängt, wo man am Schluß rauskommt. Das ist das Interessante an unserem Beruf, das Aufregende dabei. Da ist Abenteuer drin, es ist auch beunruhigend. Man kann es nicht vorher sagen, vielleicht ist es so, daß man am Ende seines Lebens ganz gegenständliche Bilder malt. Ich weiß es nicht.

DDS: Sahen Sie schon immer den Mittelpunkt Ihrer Arbeit bei der angewandten Kunst?

LANDER: Es ist mir immer wichtig erschienen, in Verbin-



Trancetänzerin (Nigeria)

derung mit dem Bau zu arbeiten. Und gerade heute ist wieder die Möglichkeit zu einer echten Zusammenarbeit zwischen Architekten, Malern und Bildhauern gegeben.

DDS: Im allgemeinen kann man doch feststellen, daß bisher keine Verschmelzung stattgefunden hat zwischen bildender Kunst und Architektur?

LANDER: Ja, das ist das Problem. Der Grund dafür liegt in vielen Fällen in Kompromissen, die damit beginnen, daß der Maler oder Bildhauer viel zu spät geholt wird. Der Idealfall wäre, daß die Zusammenarbeit bereits bei der Planung des Baues anfängt, so daß man nicht mehr erkennen kann, wo der Architekt oder der bildende Künstler gearbeitet hat. Leider ist das nur ganz selten der Fall.

DDS: Also liegt die Schuld beim Architekten?

LANDER: Es liegt wohl einfach an der Situation. Die Architekten haben oft eine nicht ganz ungerechtfertigte Angst, daß die Klarheit ihrer Baukörper verdorben wird. Der Architekt ist vielleicht unsicher in vielen Dingen und weiß nun nicht recht wie... Er geht dann oft den Problemen aus dem Weg, indem er eine Bruchsteinmauer gegen eine Gipswand setzt und sagt: Das gibt auch schon eine schöne Spannung! So gehts natürlich nicht.

Wenn man ein Wandbild zu machen hat oder ein Glasfenster, dann hat man von vornherein Bindungen verschiedener Art: Raum, Funktionen des Raumes, das Material, die Größe der Fläche, alles ist sehr genau festgelegt. Daraus ergeben sich dann gewisse Verpflichtungen. Man ist vom ersten Pinselstrich bis zum Einsetzen des letzten Mosaiksteines verpflichtet, der Architektur gegenüber und der eigenen Arbeit in Beziehung zur Architektur. Primär ist natürlich das Gehäuse. Und es kommt darauf an, etwas zu finden, was die Architektur steigert. Und das kann es wiederum nur, wenn es selbständig ist und in Parallelität dazu verläuft.

DDS: Sagen wir mal, in der Qualität gleichrangig ist.

LANDER: Ja, aber auch in der Idee. Ich meine, einem guten Bau liegt eine geistige Konzeption zugrunde. Es kommt darauf an, etwas zu finden, was dieser geistigen Konzeption entspricht. Die Architektur bestimmt weitgehend, was man machen kann. Es ist einfach eine Frage des künstlerischen Taktgefühls.

Glasbetonfenster, Christuskirche, Bochum

DDS: Wir haben oft den Eindruck, daß die meisten Dinge, die am Bau gemacht werden, eben nichts weiter als Dekorationen sind.

LANDER: Oft liegt gar nicht die Chance drin, über eine Dekoration hinauszukommen.

DDS: Welches waren denn Ihre interessantesten Aufträge?

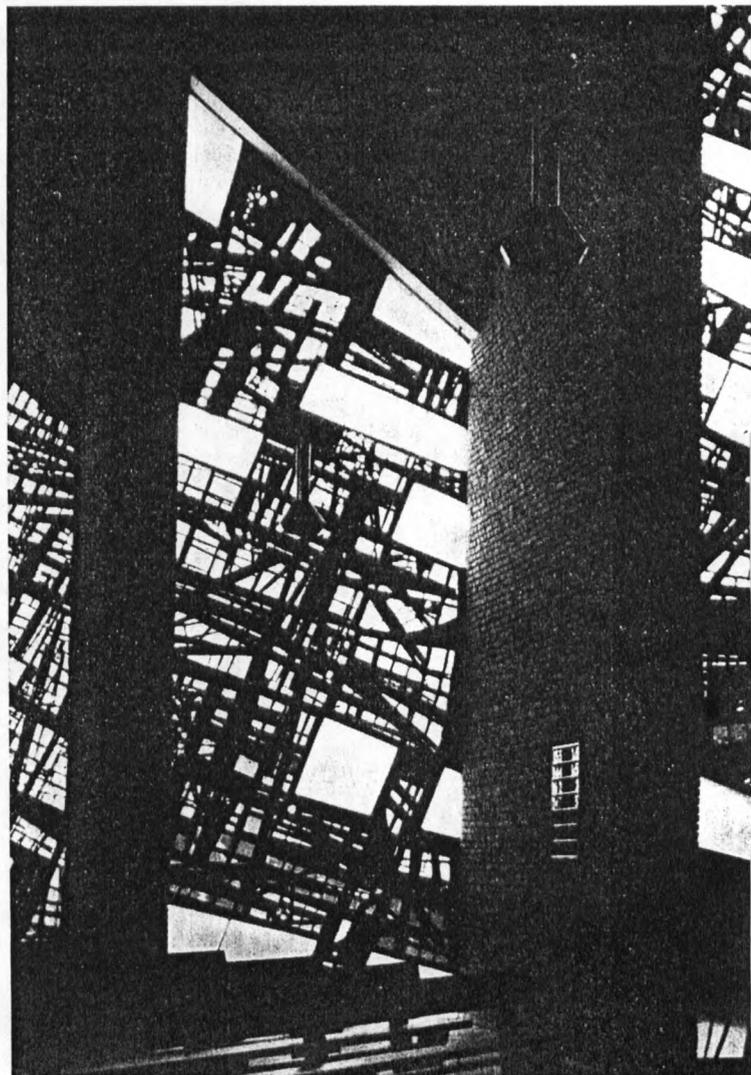
LANDER: Mein bisher größter und interessantester Auftrag war die Gestaltung von Glasfenstern und dem Bronzeportal an der von Professor Oesterlen, Hannover, gebauten Christuskirche in Bochum.

DDS: Besteht eigentlich ein enger Zusammenhang in der Gedankenwelt oder im Ausgangspunkt zwischen Ihren freien und den an die Architektur gebundenen Arbeiten?

LANDER: Beim Bild kann ich spontan von einer Idee ausgehen. Wenn es mißlingt, übermale ich es wieder. Aber ein Mosaik kann ich schlecht von der Wand hacken. Ein Bild lasse ich mir so unter den Fingern wachsen. Dieser Wachstumsprozeß läßt sich nicht mit der Realisierung eines Mosaiks vergleichen, da muß eine ganz klare Konzeption da sein. Bevor ein Glasfenster in der ersten Ecke angefangen wird, muß es auf dem Papier fix und fertig sein. Wenn man nur die selbstgewählte Leinwandfläche vor sich hat, kann man irgendwelchen Problemen nachgehen wie es in dieser Freiheit an der Wand einfach nicht möglich ist.

DDS: Aus unseren Fragen geht wohl hervor, daß wir die Kunst viel zu intellektuell nehmen?

LANDER: Ich halte es nicht für möglich, daß man durch eine solche Unterredung Klarheit über grundsätzliche künstlerische Probleme erreicht. Ein Maler sollte eigentlich immer versuchen, sich durch seine Arbeiten zu äußern und nicht durch irgendwelche mehr oder weniger geistreichen Formulierungen. Jede gute Malerei wendet sich ja in erster Linie an die Sinne. Man sollte eine Offenheit den Dingen gegenüber erreichen, sie einfach auf sich wirken lassen. Aber das, was den eigentlichen Kunstwert eines Werkes ausmacht, das ist ja doch dieses unennbare und unwägbare Etwas, das sich durch keine intellektuelle Überlegung erklären läßt.



## TOD EINER STADT

Das Blaulicht der Streifenwagen  
zuckt in den Glasfassaden der Kaufhäuser  
und das Heulen ihrer Sirenen  
rieselt wie eine Erinnerung  
an Apokalypse und Phosphor  
durch das Rückenmark  
dann detoniert die Bombe und die Stadt  
ist für den Bruchteil einer Sekunde  
von der Aurora des Satans  
wie von einem Heiligenschein umflossen –  
dann zerfällt sie etwas hastig  
zu Geröll und Staub.  
Während die brennbaren Materialien  
ihren Aggregatzustand ändern  
wird den Vorgängen  
im Bewußtsein der beteiligten Menschen  
homo sapiens  
wegen der Eile  
nicht die entsprechende Bedeutung zugemessen.  
Dagegen sprachen die Bewohner  
der umliegenden Ortschaften  
noch einige Zeit von dem Ereignis.  
Es sei ein erhabener Anblick gewesen  
doch dann sorgte  
der heimtückische Strahlentod  
auch hier  
für angemessenes Schweigen.

Jord Cleemen

hans-walter müller  
in solchen augenblicken

in solchen augenblicken:  
verträumte augen eines mädchens,  
kalter glänzender stahl,  
verwitterte dächer einer uralten stadt;  
ein alter mann, der vor schwäche zu-  
sammenbricht: gefane arbeit, verach-  
tet, geschmäht aber unendlich groß;  
im zerfall die größte kraft und uner-  
meßlicher reichtum.  
was er in diesem augenblick gedacht,  
geahnt, gehofft hat weiß ich nicht,  
und ich werde es nie wissen, aber ich  
weiß, daß die meisten vorübergingen;  
alle gingen vorüber, ungeachtet der  
kraft seiner schwäche, und alle atme-  
ten die gleiche luft. erst als eine frau  
aufschrie, hob man ihn auf und  
brachte ihn weg; er kämpfte, er lachte,  
er liebte, er dankte – alles in einem  
augenblick zugleich noch einmal; und  
dann –??  
ich weiß es nicht – ich weiß nur, daß  
sich im gleichen augenblick zwei ver-  
liebte zärtliche blicke zuwarfen, unge-  
achtet, für sich allein und doch nicht  
allein.  
alles nebeneinander, alles zugleich  
und ungeachtet alles in einem augen-  
blick.  
anfang und ende.

## Der waghalsige junge Herr

### Revisor und die Korruption

Die Aufführung von Gogol's „Revisor“ ist in dieser Spielzeit für die westdeutschen Theater aller Arten zu einer Prestigeangelegenheit geworden. Die Dramaturgen ruhten nicht eher, bis auch ihre jeweilige Bühne „revidierte“ – nicht so jedoch die hauseigenen Regisseure oder gar die Hausherrn selber, denn überraschenderweise blieb die Inszenierung des Stückes meistens Gastregisseuren überlassen, obwohl diese Komödie die Autorität und Mühe der Intendanten höchstpersönlich verdient hätte.

Die Geschichte eines jungen Mannes, der bankrott in einem Kleinstädtchen seit zwei Wochen hängen geblieben war und plötzlich durch groteske Schicksalsfügung von „Der Stadt“, der Obligarchie der Amtsmänner, Richter und Beamten für den angekündigten Revisor aus der Landeshauptstadt gehalten wurde, schrieb Gogol 1836 und ließ sie im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in einer russischen Kleinstadt spielen. Dieser dramatische „Trick“ lieferte uns eine Komödie, die man getrost als sozusagen zeitlich negative Utopie auffassen kann: Durch das Abrücken der Handlung in die Vergangenheit und das fernste russische Binnenland entsteht ein geschlossenes System, das mühelos auf die verschiedensten Gegenwartszeiten transportiert werden kann – bittere satirische Allegorie im harmlosen Gewand einer Komödie.

Der die schief, aber fest eingefahrenen menschlichen Beziehungen und Verhältnisse störende vermeintliche Revisor wird mit den ihrer Meinung nach einzig rettenden und auch ihr gewohnten Mitteln von Bestechung und Verleumdung von der herrschenden Clique angegangen. Der junge Mann geht freudig auf das „Spielchen“ ein, und die Honoratioren steigern sich in einem horrenden Crescendo von

Kriechgängen im Loskauf von vermeintlichen Überprüfungen ihrer Amtstätigkeiten, gekrönt schließlich vom Stadt- oberhaupt, der sein einziges Töchterlein dem „großen Tier aus Petersburg“ gibt.

Der hochstapelnde kleine Registrator und großstadtver- zogene Gutsbesitzerssohn verläßt, nachdem er sich solcher- maßen am Untertanengeist in jeder Beziehung bereichert hat, das Städtchen – nicht ohne den Betroffenen durch die Schnüffelei des Postmeisters die Möglichkeit gegeben zu haben, ihre Blamage zu erkennen. Woraufhin der echte Revisor amtlich und korrekt angemeldet wird.

Ich frage mich nur, ob Herr Kilb oder ähnliche in Korrup- tionsskandale verwickelte Leute durch einen peinlichen Zu- fall in eine Revisor-Aufführung gekommen sind – um von jenen ganz zu schweigen, die das Schicksal vorerst noch vor dem Kadi bewahrt hat. Ich an solcher Stelle wäre nach dem ersten Akt in den Boden gesunken und spä- testens nach dem vierten klamm und heimlich geflüchtet.

Oje – dieses Stück ist herrlich gräßlich deutlich!

Und totsicher nicht zu verderben – was allerdings nicht unbedingt sagen soll, daß eingangs erwähnte Umstände für die Inszenierung im Landestheater Darmstadt zutreffen. Die beiden Hauptfiguren und Antipoden von „Revisor“ Chlestakow und Stadtamtman entstanden mit sehr großer Prägnanz – wohl nicht zuletzt auch auf Grund der ausge- zeichneten Leistungen von Anfried Krämer als Chlestakow und Max Noack als Anton Antonowitsch. Wogegen die vier Honoratioren (Kreisrichter, Postmeister, Kurator der Wohlfahrtsanstalten und Schulinspektor) von der Regie her nicht jene gewichtige Charakterisierung erhielten, die sie verdienten. Als Rahmen und Nährboden von Spießers Leid und Glück prägte sich das treffende Bühnenbild von Hannes Meyer nachhaltig ein.

Ein köstliches, bitteres Ereignis; sehenswert und lohnend.

H. C.

## STUDENTEN

Sie trinken Bier  
und lernen Statik.

Sie zählen sich selbst zur Menschheitselite;  
Hilfsarbeiter im Studienbetrieb.

Sie stillen den Hunger  
und treiben Sport,  
das Triebwerk mit Brennstoff und Öl zu versorgen.  
Ihre Gehirne sind Rechenmaschinen.

Von Zeit zu Zeit  
betatzen sie  
mit gierigen Händen Mädchenkörper  
Überschußspannung sinnvoll zu erden.  
Manchmal ahnt einer,  
daß Leben nicht nur  
aus Funktionen besteht.

Walter Firgau

### Freiwillige Selbstkontrolle ?

Der Wilhelm-Köhler-Saal war fast voll besetzt, denn zu dem Vortrag über die Tätigkeit der Freiwilligen Selbstkontrolle von Herrn W. Lavies, Direktor des Deutschen Filmarchivs, war die Vorführung einer „Schnittrolle“ angekündigt worden (eine Zusammenfassung nicht freigegebener Szenenausschnitte). Diese Bilder waren aber durchaus nicht dazu bestimmt, als erregende Leckerbissen geboten zu werden. Sie sollten neben dem Vortrag die Berechtigung oder Notwendigkeit der jetzt zehnjährigen Tätigkeit der FSK in Wiesbaden beweisen. Daß es Herrn Lavies mit seiner Rede und auch mit seinen Antworten auf die folgenden Diskussionsfragen nicht gelungen ist, alle Zweifel zu beseitigen, lag nicht an ihm, sondern an der Institution.

Die Bezeichnung Freiwillige Selbstkontrolle ist irreführend. Von frei kann kaum die Rede sein. Der Unterschied zur staatlichen Kontrolle besteht wohl nur in dem ständigen Wechsel eines Teiles der zensurierenden Gremien. Bei der

Freigabe der Filme für Jugendliche handelt die FSK direkt in staatlichem Auftrag. Auch sonst haben ihre Schnittauflagen und Verbote die Wirkung von gerichtlichen Urteilen. Gegen Verstöße können z. B. Strafen, die sich in Größenordnungen von DM 10 000,- bewegen, verhängt werden. Den Bestimmungen der FSK gleichen im technischen Sektor unseres öffentlichen Lebens also etwa die Bestimmungen des VDE, die sie aber noch wesentlich an Gesetzesähnlichkeit übertreffen. Am nächsten kommt vielleicht der Vergleich mit dem Technischen Überwachungsverein der Situation. (Kein Autofahrer, der sein Fahrzeug einer TÜV-Kontrolle unterziehen muß, wird dabei den Gedanken einer freiwilligen Selbstkontrolle haben).

Also, „freiwillig“ ist nicht drin, denn freiwillig heißt, daß die Möglichkeit für den Produzenten, Verleiher oder Filmtheaterbesitzer offenbleiben muß, sich den Entscheidungen der Kontrollinstanz nicht zu unterwerfen.

Wenn auch die Freiwilligkeit nicht vorhanden ist, bleibt noch zu untersuchen, ob die Einrichtung an sich gutzuheißen ist. Soweit sie die Entscheidung darüber trifft, ob ein Film für Jugendliche freigegeben werden darf, dient sie der Durchführung eines Gesetzes (Jugendschutzgesetz). Sie ist damit Exekutivorgan des Staates (wie der TÜV), also notwendig. Über die Art der getroffenen Entscheidungen läßt sich streiten. Z. B. kann man der Ansicht sein, daß gute Aufklärungsfilme nicht unter Jugendverbot gestellt werden sollten, sondern daß es geradezu notwendig ist, sie vor Jugendlichen im Alter von 14 und 15 Jahren zu zeigen.

Die Kontrolle der Filme für Erwachsene stellt aber ganz offensichtlich eine sehr undemokratische Bevormundung dar. Einschränkungen der persönlichen Freiheit sind in einer Demokratie nur durch den Staat selbst zulässig und nur soweit es zur Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung notwendig ist. Gegen nazistische Tendenzen, gegen rassistische und religiöse Verhetzung sind ja durch entsprechende Gesetze Grenzen gezogen. Auch die sehr fragwürdige Position eines Sittenrichters beansprucht unser Staat bereits mehr als es begrüßenswert erscheint, so daß in jedem Fall eine weitere Instanz überflüssig ist.

Besonders ein Bewertungsgrundsatz, der in dem Vortrag ausgesprochen wurde, ist bedenklich: Die Bewertung findet nicht nach künstlerischer Qualität und Ziel statt, sondern ausschließlich nach der Wirkung auf die Zuschauer. Wenn der Staat sich diese Grundsätze zu eigen machte, könnte das wieder so aussehen:

„Gegen Dekadenz und moralischen Verfall! Für Zucht und Sitte! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner...“

Es ist Aufgabe jedes Einzelnen, die Sittengesetze seines Lebens zu finden, und es ist Aufgabe der Gesellschaftsgruppen, der Weltanschauungsgemeinschaften und Kirchen, denen er angehört, ihm dabei zu helfen. Aber es ist nicht richtig, wenn sich ein säkularer Staat oder irgendeine Institution anmaßt, die Auffassung einer dieser Gruppen, z. B. der christlichen, für allgemein gültig und verbindlich zu erklären.

Fi.

**Heute, 16. 2. 1960, 20 Uhr ct., Hörsaal 175**

**Eine Treppe hoch bei Dämmerung**

Im Rahmen der Veranstaltungen des Kulturreferats, unseres AStA findet heute

**ein fast kabarettistischer Abend**

statt. Gespielt und gesprochen werden Texte von:

**Tucholsky - Kaleko - Borchert - Brecht - Ringelnatz - Kästner**

# Die Hochschulbeobachterin

## Ein Gespräch mit Frau Krischbaum

Seit 1929 steht die runde Verkaufsbude von Frau Krischbaum an der Ecke Arheilger Straße/Schloßgartenstraße. Die weißhaarige, 65jährige Dame ist wohl den meisten Studenten bekannt. Indem sie sozusagen am Schnittpunkt aller Hochschulwege lange Jahre saß und die Studenten mit dem Nötigen an Zeitungen, Zigaretten und Getränken versorgte, blieb sie unmittelbar mit dem Wohlergehen aller Hochschuleinwohner verbunden.

DDS: Seit 1920 steht Ihr Kiosk hier an der Hochschulecke, Frau Krischbaum. Sie übernahmen ihn von Ihrer Mutter und haben lange Zeit hindurch die Studenten versorgt. Unterhalten Sie sich eigentlich oft mit Ihren Kunden?

FRAU K.: Ach ja, ich komme oft mit ihnen ins Gespräch. Ich kenne sehr viele Studenten, und selbst wenn sie nur vorübergehen, grüßen mich viele. Auch habe ich schon oft Grüße von Herren bekommen, die schon lange nicht mehr hier studieren.

DDS: Können Sie sich wohl noch an die Sorgen und Hauptgesprächsthemen Ihrer Kunden vor 40 Jahren erinnern?

FRAU K.: Zimmersorgen hatten die auch damals schon; aber gelebt und studiert haben sie ganz anders. Zuerst haben die mal zwei Jahre gar nichts getan. Da war ja vor allem das Leben und die Tätigkeit im Corps, die die Studenten sehr beschäftigt haben. Denn die jungen Herren haben immer regelmäßig ihren Wechsel von zu Hause bekommen, und sie hatten keine großen Geldsorgen. Dann ist so ungefähr 13 bis 14 Semester studiert worden, bis sie schließlich ihr Diplom machen konnten.

DDS: Waren denn Ihre Studenten in jener Zeit gesprächiger als heute?

FRAU K.: Ich glaube, man kann das so nicht direkt sagen. Die Herren waren durch das Corpsleben und auch von Hause her sehr vornehm und vor allem sehr distanziert, ziemlich voreingenommen, wissen Sie. Aber wenn man sie dann ein bißchen kennengelernt hat, haben sie sich auch gerne mal unterhalten.

DDS: Die Entwicklung in den Jahren vor und nach Kriegsende war sicher auch für Sie nicht erfreulich. Können Sie sich noch an die ‚Luft‘ in und um die Hochschule in dieser Zeit erinnern?

Einberufung eigentlich schon studieren wollten. Außerdem haben sie als Studenten auch gleich Lebensmittelkarten bekommen und brauchten nicht arbeiten zu gehen. Diese Studenten waren zum größten Teil nicht die Jüngsten. Lustige Streiche gab es in dieser Zeit nicht, dazu waren die Verhältnisse zu ernst.

DDS: Nun, die Hochschule ist im letzten Jahrzehnt ja ‚größer und höher‘ wiederaufgebaut worden, und sie dehnt sich immer mehr – auch um Sie herum – aus. Was halten Sie von dieser Entwicklung, Frau Krischbaum?

FRAU K.: Das geht eines Tages bestimmt wieder zurück. Solange die Konjunktur gut ist, sieht man auch hier ein großes Aufblühen. Wenn aber erst mal die Konjunktur wieder zurückgeht, dann wird der Andrang nicht mehr so groß sein.

DDS: Die Studentenzahl ist also in den letzten Jahren ganz beträchtlich angewachsen; haben Sie sich nun eines dazu proportionalen Umsatzanstieges erfreuen können?

FRAU K.: Natürlich ist der Umsatz größer geworden; aber mein Verdienst ist jetzt kleiner, weil der Staat mir viel an Steuern wieder wegschneidet! Es müßte mal zwei Wochen lang keiner mehr eine einzige Zigarette kaufen, dann würde der Staat bestimmt seine Tabaksteuer senken. Früher haben die Studenten auch mehr Zeitungen und Zeitschriften gekauft, am Wochenende etwa fünf von den verschiedensten.

DDS: Welche Zeitungen kaufen denn die Studenten im allgemeinen?

FRAU K.: An sich solche mit gutem Niveau, wie ‚Die Zeit‘, ‚Die Welt‘ und die ‚FAZ‘. Über die Bildzeitung lachen sie ja, kaufen sie aber ziemlich viel, genauso wie die Illustrierten.

DDS: Wie schätzen Sie die soziale Lage der Studenten ein, Frau Krischbaum? Glauben Sie, daß es ihnen gut geht, sie gerade so auskommen oder daß sie ausgesprochen schlecht gestellt sind?

FRAU K.: Die Studenten haben heutzutage ihren Kampf, z. B. mit der Werkstudententätigkeit; nur wenige sind wirklich gut gestellt. Vor allem sind die Wohnverhältnisse ja äußerst schlimm. Manche Flüchtlinge z. B., die für 10 Jahre Baugeld zinslos bekommen, vermieten für 120 DM ein Zimmer und finanzieren damit ihre ganzen Ausgaben. Aber nicht nur die, sondern auch viele Alteingesessene machen das so. Ich selbst vermiete seit 30 Jahren zwei Zimmer zum selben Preis und kann gar nicht verstehen, warum die meisten sich bereichern wollen.

DDS: Haben Sie auch Professoren als Kunden?

FRAU K.: Oh ja, eine ganze Reihe. Sie sind sehr treue Kunden.

DDS.: Glauben Sie, daß es den Professoren besser geht als früher?

FRAU K.: Die Professoren sind furchtbar überlastet, und die Verwaltungsarbeit ist für sie eine ziemliche Hetze. Ich sehe das ja von hier aus, wenn sie vorbeilaufen; das muß immer schnell gehen, schnell, schnell. Verdienen tun sie sicher gut – wenn auch der Staat mit seinen Steuerforderungen genau so hinter ihnen steht wie bei allen.

DDS: Was sagen eigentlich die Professoren über die Studenten und diese wiederum über ihre Lehrer und deren Assistenten?

FRAU K.: Die Professoren haben sich noch nie über die Studenten beklagt, umgekehrt auch nicht. Ich glaube, daß Ihr ganz gut miteinander auskommt!

DDS: So meinen Sie, daß in unserer Hochschule ein gutes Klima herrscht.

FRAU K.: Das nicht so ganz. Alles ist eine furchtbare Hetzerei. Es wird heute von allen viel mehr in der selben Zeit verlangt als früher. Ich meine, daß es zu viel ist.

DDS: Wir danken Ihnen sehr herzlich für das Gespräch, Frau Krischbaum und wünschen Ihnen noch viele weitere Jahre frohen, gesunden und sozusagen hochschulverbundenen Schaffens.



FRAU K.: Gegen Kriegsende sind die Leute so weit wie möglich aufs Land gezogen, und ich selbst war bei der Stadt im Dienst und mußte meinen Laden zumachen. Aber gleich nach 1945 habe ich wieder hier angefangen. Vor der Währungsreform gabs allerdings nicht viel zu kaufen. Mit der Hochschule hat es ja damals auch erst wieder angefangen. Viele von den ersten Studenten sind damals direkt vom Militär hierher gekommen, weil sie vor der

# Leserbriefe

## Sind deutsche Studenten weniger ehrenhaft als andere?

„Alles ist erlaubt, wobei man nicht erwischt wird! — Neigen wir nicht dazu, auf Grund mancher Erfahrungen diese Auffassung für allgemeingültig zu halten? Haben wir bei Klassenarbeiten nie gemogelt? Ja, galt es nicht sogar als besondere „sportliche Leistung“, unter den strengen Blicken des Herrn Studienrates unbemerkt sein Scherflein ins Trockne zu bringen? Manchmal wurde einer erwischt. Hat sich eben zu dämlich angestellt! . . . Eintragung ins Klassenbuch: . . . wird wegen Betruges bestraft! Betrug? Mogeln als Betrug? Betrug an wem, am Lehrer? Der Lehrer hat davon doch keinen Schaden! — Wie bitte? Ich soll mich selbst geschädigt haben? Aber ich habe doch eine bessere Note dabei herausgeholt! — Alles ist erlaubt, wenn man nur nicht erwischt wird!

So war es bis zur „Reife“-Prüfung. Jetzt sind wir auf der Hochschule. Mit den besten Vorsätzen. Ehrenwerte Studenten, mit dem Willen, die Hochschulgesetze zu achten, die Ordnung zu schützen, den Frieden zu wahren, Kameradschaft zu halten, nach Wahrheit zu streben, das Wissen zu mehren, um nicht nur sich selbst zu nützen, sondern auch nach Kräften das Wohl der Menschheit und ihre Kultur zu fördern.

Wir lesen in der Dezember-Nummer den Artikel von Professor Dr. Klotter: „Sind deutsche Studenten weniger ehrenhaft als andere?“

Wie ist es beispielsweise in Amerika? — Der amerikanische Student muß mindestens 13, darf aber höchstens 15 Vorlesungsstunden pro Woche belegen. Gegen Ende eines jeden Trimesters legt er etwa fünf Prüfungen ab, deren Noten bei Studienabschluß zu einer Gesamtnote zusammengefaßt werden. Diese Prüfungen werden ohne Beaufsichtigung durch Professoren bzw. Assistenten durchgeführt. Die Prüfungskandidaten arbeiten selbständig, ohne anscheinend überhaupt auf den Gedanken zu kommen, mit dem Nachbarn Verbindung aufzunehmen, was als unfair gilt. Sollte jemand gegen diese Spielregel verstoßen, was äußerst selten vorkommt, muß er sich vor einem studentischen Ehrengericht dafür verantworten. Weil er das Ansehen der gesamten Studentenschaft geschädigt hat, hat er mit strengster Bestrafung zu rechnen.

Die Atmosphäre solcher Prüfungen wird als sehr beruhigt geschildert. Zwanglos kann man eine Zigarettenpause einlegen, ja man kann sich sogar zwischendurch ungehindert im Café nebenan erfrischen. Wäre solches auch an deutschen Hochschulen denkbar?

Wie Klausuren bei uns verlaufen, weiß jeder. Man mißtraut uns offenbar. Vielleicht mit Recht. — Warum fällt es uns so schwer, mögliche „Nachbarschaftshilfe“ von vornherein gar nicht zu erwägen? Liegt es nur an den sehr hohen Anforderungen einer Prüfung, von der Entscheidendes abhängt? — Haben wir einen anderen Ehrbegriff, in dem Kameradschaftshilfe oberstes Gesetz ist und höher gewertet wird als Fairneß, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit? Oder sind wir vielmehr doch nicht ganz so ehrenhaft, wie wir eigentlich sein sollten (siehe oben)?

Wir erkennen doch an, daß Aufrichtigkeit unbedingte Voraussetzung für jedes menschenwürdige Zusammenleben ist. Würde man sich eine Prüfung im Sinne dieser Aufrichtigkeit so vorstellen, wie wir sie von unseren Universitäten und Hochschulen gewöhnt sind?

Es wäre endlich an der Zeit, mit überkommenen Vorstellungen zu brechen und die Atmosphäre unserer Prüfungen menschenwürdiger zu gestalten. Resultiert das Mißtrauen, das uns entgegengebracht wird, nicht zuletzt aus unseren leicht verschwommenen Ehrbegriffen?

Wir schlagen vor, einmal einen Versuch zu machen: Die einzelnen Lehrstühle könnten schriftliche Prüfungen und Klausuren ohne Beaufsichtigung der Prüfungskandidaten durchführen. Diese verpflichten sich vorher, weder unerlaubte Hilfe in Anspruch zu nehmen, noch zu erteilen. Gleichzeitig müssen sie sich darüber im klaren sein, daß sie bei Nichteinhaltung ihrer eigenen Verpflichtung von ihren Kommilitonen zur Verantwortung gezogen werden. Der Student, der sich unter diesen Bedingungen entschließt, eine Klausur ohne Beaufsichtigung zu schreiben, weiß, daß ihm nun nicht mehr mißtraut wird. Darum geht es ihm ja. Andererseits wird er sich darüber im klaren sein, daß seine Entscheidung zweifellos eine nicht geringe seelische Belastung für ihn bedeutet, nämlich das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Denjenigen Kommilitonen, die ihre Prüfung nach alter Gewohnheit ablegen wollen, soll die Möglichkeit weiterhin dazu offenstehen, ohne daß deshalb ihre Arbeit nach anderen Maßstäben bewertet wird. — Wir sind überzeugt, daß mit etwas gutem Willen ein solches Experiment gelingen wird und als Beispiel Schule machen kann. Haben wir doch den Mut zur Aufrichtigkeit! — Was in anderen Ländern schon lange selbstverständlich ist, sollte das bei uns unmöglich sein?

Ingo Tiedemann  
Manfred Eckhardt  
Hardo Nordmann

To the Editor „darmstädter studentenzeitung“

Dear Sir,

I was interested to read Professor Klotter's article in your publication entitled „Sind deutsche Studenten weniger ehrenhaft als andere?“ Convinced as I am that no nation as such possesses any extra dose of original sin or virtue, I am sure that German students are no less honourable than others.

The „habit“ of cheating in examination is no doubt due to a rather ridiculous convention and particularly to the tremendous pressures placed quite unfairly by the adult world on young people to succeed at all costs. Only in a society whose members are fortunate and disciplined enough „to play the game“ can this abominable practice disappear.

Yours truly,  
James L. Henderson  
Tutor and Lecturer  
University of London

## „Armer Schiller“

Sehr geehrte Herren!

Jener Artikel über den Friedrich-von-Schiller-Gedächtnis-Kommers, der in der letzten Ausgabe der dds veröffentlicht wurde, hat das Maß zum Überlaufen gebracht und mich zu dieser Niederschrift bewogen.

Hätte dieser Artikel in einer gewöhnlichen Tageszeitung gestanden, wäre man sehr wahrscheinlich mit einem Lächeln darüber hinweggegangen. Daß er jedoch in einem solch unwürdigen Ton und dazu bar jeden Niveaus in einer Studentenzeitung erschien, daß muß jedem vernünftigen Menschen zu denken geben; und man kann dem „Kritiker“ nur sagen: Si tacuisses, philosophos mansisses! Nun, kein einziger Student wird die Worte des Herrn Claasen für bare Münze nehmen. Aber warum, so fragt man sich, versucht er, auf solch eine unwürdige und banale Weise die Verbindungen schlecht zu machen? Wird er dafür bezahlt? Oder versucht er durch seine verächtlichmachenden Zeilen seine Meinung anderen aufzuzukroyieren und sie durch Schlagworte zu beeinflussen?

Sei es, wie es sei; für uns heißt es nun, folgende Lehre daraus zu ziehen:

Wir, die Studenten, sollten doch versuchen, nicht in die Fehler älterer Generationen hineinzurutschen. Sollten wir nicht vielmehr danach trachten, aus den Fehlern der anderen zu lernen, um es dann besser zu machen?

So sollte man versuchen, seinen Gegner erst einmal richtig kennenzulernen und seine Ideen zu verstehen, bevor man ihn angreift; angreift mit überlegten und objektiven Worten. Gehen einem jedoch die Ideen des anderen tatsächlich gegen jedes Verständnis, so hüte man sich vor Haßgefühlen!

Ebenso ist es zur Zeit eine weitverbreitete Seuche der Kritiker, drei oder vier Worte einer Rede aus dem Zusammenhang zu lösen und sie — je nach eigener Geschmacksrichtung — zur Inhaltsangabe zu stempeln. Auf diese Art läßt sich alles beweisen! Ist es jedoch die Methode eines anständigen, fairen Menschen?

Zudem hüte sich jeder Kritiker davor, in seinen Haßgefühlen die Phantasie sogar der Lüge zu Diktatorinnen seiner Fehler werden zu lassen. Haben wir denn noch immer nicht gelernt, wohin das führt? Und so hat der Artikel „Armer Schiller“ doch ein Gutes: Wir können und müssen daraus lernen!

Udo Sang

Sehr geehrte Herren,

gestatten Sie mir bitte einige Bemerkungen zu Ihrem Artikel „Armer Schiller“. Der Verfasser dieses Artikels, Herr Heimo Claasen, war auf dem Friedrich-von-Schiller-Gedächtnis-Kommers am 22. 11. 59 in der Otto-Berndt-Halle anwesend. Ich habe ebenfalls an diesem Kommers teilgenommen — mit Müze—, kann aber den Urteilen und Schlüssen des Berichterstatters nicht zustimmen. Da Herrn Claasen daran gelegen war, die „richtigen Perspektiven“ zu finden, wird er es begrüßen, wenn ich einige mir unerlässlich scheinende Ergänzungen und Bedenken vorbringe.

Mir geht es nicht in erster Linie darum, den besagten Kommers in seinem ganzen Verlauf zu rechtfertigen. Ein großer Teil der korporierten Studenten, die daran teilgenommen haben, waren mit seiner Gestal-



tung und mit der Sprache, die dort gesprochen wurde, nicht in allem einverstanden. Diese Feststellung ist kein direkter Vorwurf für den Veranstalter, die Verbände der Alten Herren, sondern besagt, daß die Aktiven der Korporationen einen solchen Kommerz eben anders geführt hätten, nämlich mit etwas weniger von dem, was Außenstehende gern und vorschnell als überholten Pathos und Nationalismus kennzeichnen.

Mich interessieren viel mehr einige Sätze im Aufsatz von Herrn C., die wichtige Probleme der Korporationen anrühren, die aber so allgemein gehalten sind, daß sie nicht erkennen lassen, was im Einzelnen tatsächlich kritisiert werden soll.

Herr C. bedauert, daß „das Trommeln für Vaterland und Pflichtbewußtsein wieder laut“ wird. Ich will annehmen, daß hier mit Vaterland Überbewertung von Nation und mit Pflichtbewußtsein Bereitschaft zu sinnloser Aufopferung gemeint ist. Wir verstehen dagegen heute unter dem Bekenntnis zum Vaterland das Einstehen mit Wort und Tat — in erster Linie ohne Waffen — für eine Heimat, für deren Sprache und den Zusammenhalt und Bestand ihrer Kultur. Mit Pflichtbewußtsein meinen wir die Sorge und Verantwortung gegenüber der eigenen Familie und darüber hinaus einen Kreis von Nachbarn, der in seiner Weite den Kräften des Einzelnen entspricht. Ich glaube nicht, daß Herr C. dagegen ist, wenn bei uns im eben erklärten Sinne für die beiden Begriffe — nicht getrommelt, wohl aber gesprochen wird; er befände sich sonst nicht nur zu uns im Widerspruch, sondern auch zu allen, die auf dem Boden der Hochschule oder in der Öffentlichkeit die Aufgaben unserer Zeit nennen. Wenn aber Nationalismus und Heldenmythos innerhalb der studentischen Korporationen vermutet wird, zeugt das von beträchtlicher Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse. Wir glauben, eine zeitgemäße Vorstellung der zur Debatte stehenden Begriffe zu haben und uns auch ihr entsprechend zu verhalten. Daher meine ich, daß man sowohl die „dem deutschen Vaterland erwiesene Reverenz“ als auch die Worte des Herrn Rodemer annehmen durfte, ohne gleich aus dem Häuschen zu geraten und den Korporationen einen Hurratriotismus zu unterschieben. Ähnlich könnte man sich den Liedern gegenüber verhalten. Wenn in kleinerem Kreise gesungen wird, werden unzeitgemäße Verse schon ausgelassen. Aber zu verlangen, daß dann „wenn Anlaß und Rahmen eine gewisse Bedeutung haben“, nur solche Lieder gesungen werden, die völlig frei oder gereinigt und entgiftet sind von jeglicher — wenn auch unzeitgemäßer — Verherrlichung des Landes, empfinden wir als überängstlich, ärmlich und auch unehrlich. Am Rande sei vermerkt, daß wir es bedauern, wie schwer es ist, an modernes Liedgut heranzukommen, ohne in den Ton fortschrittlichen Pioniergesanges oder einer Klampfensimentalität zu verfallen.

Der Berichterstatter versucht sich auch in Soziologie, kommt aber über eine allzu allgemeine Äußerung nicht hinaus: „Mit Trauer und Beschämung muß festgestellt werden, daß das, was . . . als abgeschoben galt, nicht durch Neues ersetzt wurde.“ Was ist gemeint? Galten die studentischen Korporationen als abgeschoben? Solange in einem Staat gewisse Grundrechte anerkannt werden, kann es nie die Frage sein, ob studentische Korporationen alten und neueren Stils existieren dürfen oder nicht. Nur jeder Einzelne kann für sich entscheiden, ob ihm die Korporationen etwas bieten können oder ob sie ihm mehr Einschränkung als Gewinn bedeuten würden.

Soll aber — abgesehen hiervon — beklagt werden, daß innerhalb der Korporationen das „überholte“ Alte nicht durch Neues ersetzt worden ist? Ich selbst habe mich bewußt einer „traditionsträchtigen“ Vereinigung angeschlossen, weil ich es interessant, aufschlußreich und lohnend finde, eine alte Sache weiterzuführen und der neuen Zeit anzupassen. Wenn ich dann feststelle, daß hier bereits Veränderungen gegenüber früher eingetreten sind, daß man sich durchaus den gegenwärtigen Zeitproblemen stellt, befürworte ich auch noch den Kontakt mit den „Alten Herren“ und sehe in ihnen nicht verknöcherte Versager der Vergangenheit.

Solange die Gegnerschaft der Außenstehenden aus Mißgunst oder Ärger über das gelegentlich auffallende und lärmende Auftreten von Korporationen entspricht, ist sie zu entschuldigend. Werden aber diese Vereinigungen eines Versagens in der Vergangenheit beschuldigt und als Gefahrenherde auch der heutigen Zeit bezeichnet, so liegt dem viel Unwissenheit und Gedankenlosigkeit zu Grunde.

Meines Wissens steht ein Beweis noch aus, daß Menschen auf Grund ihrer ehemaligen Zugehörigkeit zu Korporationen, seien es solche mit Couleur und Mensur, in solchem Maße in der Vergangenheit versagt haben, daß die entsprechenden Verbindungen auch heute noch zwar unbeabsichtigt, aber unvermeidbar ein späteres Versagen der jetzigen jungen Mitglieder vorbereiten.

Außerdem wird folgende Behauptung nicht weit an der Wahrheit vorbeigehen: Dem Prozentsatz an Korporationsstudenten, die tatsächlich als exklusive, arrogante, mit einem Dünkel oder ähnlichem behaftete Menschen ins Leben gehen, entspricht ein ebensogroßer Prozentsatz der nichtkorporierten Studenten, bei denen die Charakterschwächen vieler leicht Skrupellosigkeit, Egoismus oder noch anders heißen.

Tatsache ist, daß viele Studenten in den Korporationen die Anleitungen, Anregungen oder Betätigungsfelder und den menschlichen Rückhalt finden, den sie suchen. Von ihnen mit Geringschätzung zu sprechen, ist eine Art Überheblichkeit und das Verschwinden der alten Korporationen würde eine Verarmung des studentischen Lebens bedeuten.

Selbstverständlich freuen sich die Korporationsverbände, wenn man in ihnen heute nicht mehr den Erzfeind von Hochschule oder neuem Staat sieht und ihnen die Otto-Berndt-Halle zu einer Versammlung überläßt. Sie haben dieses Ereignis aber maßvoll und erst am Ende der Veranstaltung begrüßt, nachdem ein Redner die Sprache darauf gebracht hatte. Ein „endlich wieder hier“ stand weder am Ende noch bei der Eröffnung des Kommerzes im Mittelpunkt wie es der Berichterstatter darzustellen versucht.

Kritik kann den Korporationen förderlich sein, doch sollte ihr möglichst viel Wissen um die wirklichen Verhältnisse und Probleme zugrundeliegen, weil ich annehme, daß der Kritiker nicht nur zerstören, sondern ebenfalls aufbauen will.

Wolfgang Ide.

Sehr geehrte Herren.

Ich bin mit Ihrem Artikel „Armer Schiller“ in Ihrer letzten Ausgabe nicht einverstanden. Ich hoffe, daß auch unter Ihrer Leitung die dds dem Anspruch genügen kann zur freien Meinungsbildung an unserer Hochschule beizutragen, selbst wenn Ihre Redaktion über den Inhalt meines Leserbriefs anderer Ansicht ist.

Es scheint sich auch im akademischen Bereich langsam die Sitte einzubürgern, die Lust an Kritik und herabsetzender Polemik auf möglichst schmale argumentative Grundlage zu stellen.

Diesen Eindruck gewann ich jedenfalls als ich Ihre „Bemühungen“ um den Schillerkommerz der Darmstädter Altakademikerverbände las. Der bewußten Entstellungen sind zu viele, als daß man selbst mit viel Geduld sie einzeln zu widerlegen trachte.

Es ist bedauerlich, daß die 30% korporierter Studenten an unserer Hochschule, die in keiner Weise Gedanken an alte Reichsherrlichkeit, Restauration und überschwenglicher Vaterlandsbegeisterung nachhängen, wie es Ihr Referent sowieso fälschlich von der äußeren Oberfläche eines Kommerzes ableitet, ständig Anwürfen ausgesetzt sind, in denen über die Kenntnis einiger schlecht verstandener Äußerungen das Ganze in Bausch und Bogen abgetan wird. Solange die Hochschule noch keine neuen Formen selbst entwickelt hat, ist es einzig die studentische Korporation, welche in die ständig wachsenden Massen der Studenten Auflockerung und Gruppenbildung hineinträgt. Das dieses wohl verstanden wird, davon zeugt die wachsende Zahl korporierter Studenten und steuert ein Argument mehr mit bei zu meiner Ansicht, daß das Wiederaufleben der Korporationen nach dem Kriege (obwohl das niemand nach der Zerschlagung im Hitlerregime für möglich hielt) ein Glück für unsere Hochschule ist.

Haben Sie sich einmal informiert, welche Aufgaben sich die einzelnen Verbände stellen, und sind Sie einmal den Wirklichkeiten einer festumrissenen Gemeinschaft nachgegangen?

Ich glaube kaum, denn sonst wäre es Ihnen schwerer gefallen, vom Tugendweg journalistischer Objektivität abweichend, den Eindruck von einem Kommerz zum Ausdruck einer vorgefaßten Diffamierung von 30% der Studentenschaft gegenüber vielen unvoreingenommenen Studenten zu machen.

Falls Sie, auch im Sinne obiger Objektivität, Ihre Meinung durch Sachkenntnis aufbessern möchten, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung. Vielleicht entfällt dann auch die Notwendigkeit, daß Sie einen Satz aus einer Korporationszeitung zitieren müssen, mit dessen Hilfe Sie das Recht ableiten, diese „Korporationen zu befehden, verächtlich zu machen und totzuschweigen“.

Wolfgang Kreth

## MENSA

Sehr geehrte Herren,

in dem Leserbrief wird unter Ziffer 1 die Frage aufgeworfen, ob die Regierung DM 10 000 oder DM 15 000 pro Jahr als Zuschuß für die Mensa angeboten habe.

Dazu erkläre ich:

Das Ministerium für Erziehung und Volksbildung hat als die Stelle, die den betreffenden Titel des Landshaushalts 04 16-630 bewirtschaftet, in den letzten Jahren zu keiner Zeit einen Zuschuß für die Mensa angeboten oder überhaupt erwogen.

Ein solches Angebot hätte den Grundsätzen widersprochen, die über die Bemessung des Landeszuschusses im Einvernehmen mit den Studentenwerken erarbeitet wurden.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen hebe ich nochmals hervor: Die Personalkosten der Geschäftsstelle sind ein bedeutender relativ unbeweglicher Posten in der Ergebnisrechnung. Das Risiko überraschender und unvorhergesehener Lohnerhöhungen durch Tarifverträge für den öffentlichen Dienst wird den Studentenwerken durch den beschriebenen

Berechnungsmodus abgenommen. Außerdem war es ohne weiteres möglich, mit dem Aufbau der Studentenförderung nach dem Honnefer Modell auch die erforderlichen Personalkosten unverzüglich zu übernehmen.

Dies ist nicht so einfach möglich, wenn man den Zuschuß an die Studentenwerke schematisch nach der Zahl der Studenten bemißt und ihn insbesondere für die Verbilligung des Mensa-Essens vorsieht. Zudem wäre durch eine solche Berechnungsart die Gießener Studentenhilfe ruiniert. Denn die Arbeit der Studentenwerke erschöpft sich keineswegs, wie Sie wissen, in dem Betrieb der Mensa. Deshalb ist der Hinweis, daß in anderen Bundesländern ein Zuschuß für die Verbilligung des Mensaessens gegeben werde, irreführend, denn es wird übersehen, daß dort der große Block an Personalkosten der Angestellten nicht aus dem Landeshaushalt finanziert wird

Im Auftrag des Hessischen Ministers für Erziehung und Volksbildung  
gez.: Bickelhaupt

# Jetzt kaufen!

Preise

stark herabgesetzt

für **SCHREIBMASCHINEN**

aus **Vorführung u. Retoure**

trotzdem bis 24 Raten. Umtauschrecht

Fordern Sie **Gratis-Katalog**



**NÖTHEL & Co** Deutschlands großes  
Büromaschinenhaus  
**Göttingen, Weender Straße 11**

## Fachverbandstagung in Berlin

Vom 24. bis 30. Januar 1960 fand in Berlin eine gemeinsame Tagung der drei technischen Fachverbände Bauingenieurwesen, Elektrotechnik und Maschinenbau statt. Als Gäste nahmen Vertreter der österreichischen Hochschulen, der ETH Zürich, und erstmalig der TH Kopenhagen teil. In den gemeinsamen Sitzungen der drei Fachverbände wurde besonders über die Intensivierung der Fachschaftsarbeit diskutiert. Allgemein war man der Ansicht, daß ein studentischer Vertreter seine ehrenamtliche Stellung nicht mit Routinearbeit belasten soll. Die Fachschaften werden sich bemühen, den Ingenieurstudenten darauf aufmerksam zu machen, welche Rolle der akademisch gebildete Ingenieur (gegenüber dem akademisch „ausgebildeten“) in unserer Gesellschaft erwartet. Das Bewußtsein unserer Kommilitonen soll im Hinblick auf die Verantwortung, die sie für die Gestaltung ihres Studiums und des Hochschullebens tragen, geweckt werden.

An den einzelnen Hochschulen sollen die technischen Fachschaften mehr als bis jetzt zusammenarbeiten, da doch

oft gemeinsame Probleme vorliegen.

Der Fachverband Maschinenbau beschloß, zu Beginn des Sommersemesters ein Seminar durchzuführen, auf dem die zu Anfang genannten Probleme besprochen werden sollen. Dies soll auch ein Versuch sein, Kommilitonen für die Fachschaftsarbeit zu gewinnen.

Als eine seiner wichtigen Aufgaben sieht der Fachverband die Beschaffung von Informationsmaterial: An Hand von Fragebogen sollen die Studienverhältnisse an den einzelnen Hochschulen fixiert werden. Diese Unterlagen sollen die Zusammenarbeit des Vorstandes mit den Hochschulen und der Industrie erleichtern.

Weiterhin wurde der offenkundige Mangel an Praktikantenplätzen beklagt. Der Vorstand wird noch weiter bei den Standesorganisationen drängen müssen, damit besonders den Studenten älteren Semesters gut Plätze zur Verfügung gestellt werden, auf denen sie mit den Problemen der Praxis auch wirklich vertraut gemacht werden, statt nur einige Monate Pflichtzeit abzuleisten.

## Ein neuer Keller

Die beliebten Tanzabende des ISK werden bald nicht mehr in den alten Klubräumen in der Karlsstraße stattfinden. In Zukunft wird man sich in einem neuen, geschmackvollen Keller treffen. Diese Lokalität verdankt der Internationale Studentenkreis einer kleinen Gruppe unter seinen Mitgliedern, die in monatelanger Arbeit ein verschüttetes Bruchsteingewölbe neben dem Institut von Professor Stromberger enttrümmert und ausgebaut haben.

Die Initiatoren des Unternehmens hatten im vorigen Sommer zufällig auf dem Hochschulgelände an der Alexanderstraße den aus zwei großen Gewölben bestehenden Keller „entdeckt“. Schon wenige Tage später wurde ein Vertrag mit der Hochschulverwaltung abgeschlossen, in dem das besagte Gemäuer dem ISK bis auf weiteres zur Verfügung gestellt wurde. Es war von Anfang an klar, daß dieser Keller nicht ewig existieren kann, sondern ein kurzes Dasein in der Hochschule führen wird. Denn in dem Augenblick, wo mit dem Bau des nun schon sagenhaften auditorium maxi-

mum begonnen wird, hat die letzte Stunde des neuen ISK-Kellers geschlagen. Die Optimisten sehen das Ende ihres Kellers erst in ferner Zukunft. Sicherlich wird der Keller länger als ein Jahr erhalten bleiben, denn beim Hochschulbauamt liegen auch jetzt noch keine endgültigen Pläne über das auditorium maximum vor.

Die Arbeit am Keller wurde jedoch durch dieses absehbare Endsicksal nicht beeinträchtigt, man hat keine Provisorien geschaffen, sondern alles so gut wie möglich gebaut und eingerichtet. Hier kamen dem ISK vor allem die ausgezeichneten Beziehungen zur Industrie- und Handelskammer zugute: Die Heizungsanlage, die elektrischen und sanitären Einrichtungen, Steine, Zement und vieles andere wurde von Darmstädter Firmen gespendet. Gegenüber diesen Spenden im Werte von ca. DM 10 000 sind die eigenen Finanzinvestitionen des ISK unbedeutend.

Um aber die Arbeit derjenigen, die den Keller gebaut haben, etwas zu vergüten, will man von Gästen eine

geringe Eintrittsgebühr verlangen. Dafür sollen die Getränkepreise durchaus erträglich bleiben. Außerdem werden als besondere Attraktionen ungarische und italienische Spezialitäten serviert werden. Man ist gerade dabei, mit einem türkischen Kommilitonen, der die Restaurationswirtschaft übernehmen will, einen Vertrag abzuschließen.

Die dds-Combo oder eine eigene ISK-Band wird mehrmals in der Woche für Musik sorgen. Es ist nicht vorgesehen, mit Plattenabenden und einem ständigen Jazzprogramm dem Keller des hot-circles Konkurrenz zu machen. Man legt Wert darauf, dem neuen ISK-Keller keine kulturellen Ziele zu unterschieben; das Vortragsprogramm des ISK wird auch weiterhin in den alten Klubräumen ablaufen. Mit diesem Keller will der ISK in erster Linie die Möglichkeiten zu einem studentischen Gesellschaftsleben in Darmstadt verbessern.

Nach unseren letzten Informationen wird der Keller am 26. 2. offiziell eröffnet werden.

G. R.

## Theater

Wie an vielen westdeutschen Universitäten und Hochschulen besteht an der THD seit Jahren ein Schauspielstudio. Der Satz brächte keine Neuigkeit, wenn nicht, sehr zum Bedauern der Anhänger dieses Studios das Echo, das seine Arbeit bei der Studentenschaft findet, vorsichtig gesagt, bisher etwas schwach gewesen wäre. Nun erwartet und wünscht zwar niemand, daß diese Bemühungen eine ähnlich starke Anteilnahme finden, wie etwa ein Mensa-Streik (um Himmelswillen, nein!), aber es wäre doch sehr schön, finden diese Leute, wenn sie sich nicht dauernd fühlen müßten wie ein Bibelforscher auf dem Jahrmarkt, oder wie ein Vegetarier in einem Metzgerladen: Milde belächelt, wenn er etwas sagt, bestenfalls auf die Nerven gehend, und ansonsten ignoriert.

Abgesehen davon, daß es keine Assoziationen zwischen Mitmachen und dem Bestehen der Mechanikvorprüfung gibt, kann ich mir als möglich nur folgende Gründe vorstellen:

1. die gezeigten Aufführungen sind so schlecht gewesen, daß man keine Lust mehr auf weitere hat.
2. man weiß garnicht, daß etwas aufgeführt wird, und von wem.
3. man hat kein Interesse, sich mit der Materie zu befassen. (Zeitmangel als Grund halte ich nicht für diskutabel.)

Zu 1. Es gibt hier jährlich über 400 neue, unvoreingenommene Studenten. Sie alleine schon könnten die Studienbühne restlos glücklich machen.

Zu 2. Es wird jede Aufführung durch Plakate angekündigt. Die Mehrheit des Publikums bilden meist nichtstudentische Darmstädter. Ich gebe zu, daß die Plakate nicht so auffallen, wie die von „Akakol“.

Zu 3. Es wäre hier eine Geistesanalyse des Studenten an der THD nötig. Dazu fühle ich mich nicht berufen und befähigt. Ich weiß nur, daß er auch ab und zu im Landestheater, in Konzerten und im Filmklub zu finden ist. (Na, also!)

Aber zur Rechtfertigung obigen Wortschwallers: Die Schauspielarbeit macht den Studioleuten eine Menge Spaß, sonst täten sie das nicht; allerdings auch viel Arbeit. Der Spaß wird umso größer, je mehr Leute sich das Vergnügen machen zuzuschauen, das heißt, Publikum zu sein. Zur Zeit wird die Komödie „Leonce und Lena“ von Büchner vorbereitet.

Wolfram Klar

## Akademischer Verein Darmstadt

Liebe Kommilitonen!

Wenn wir als studentische Verbindung an dieser Stelle etwas von uns und unserem Leben erzählen, so tun wir es vor allem, um die jüngeren Semester unter Ihnen anzusprechen.

Ob Sie sich nun mit dem Gedanken tragen, einer Verbindung beizutreten oder nicht, es bedarf eigener Anschauung, um die verschiedenartigen Auffassungen vom studentischen Leben innerhalb und außerhalb dieser Verbindungen richtig beurteilen zu können. Darum sind Sie eingeladen, ja sogar aufgefordert, sich selbst ein Bild zu machen.

Es ist eine bewußte Stellungnahme, wenn wir betonen, daß der Akademische Verein eine nicht schlagende und nicht farbentragende Verbindung ist, begründet auf unseren Auffassungen von den Aufgaben einer Korporation. Die Tradition des Akademischen Vereins ist uns vor allem Beispiel dafür, daß es zu allen Zeiten möglich sein muß, ein Verbindungsleben nach den Erfordernissen der Zeit zu gestalten — das bedeutet für uns zum Beispiel heute den Verzicht auf Äußerlichkeiten und übertriebenen Komment.

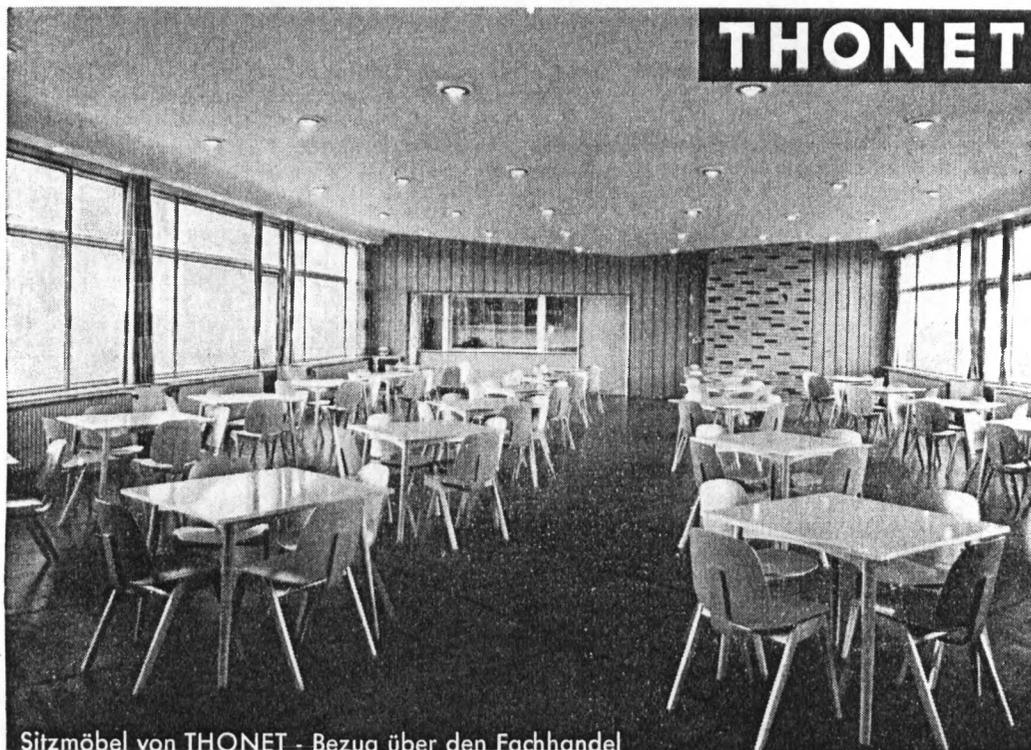
Die Verbindung will für den Ausgleich gegenüber den einseitigen Beanspruchungen des Fachstudiums sorgen. Es gilt, den geistigen Horizont zu erweitern, indem man sich mit Fragen aus anderen Wissenschaftsbereichen, aus Kultur und Gesellschaft auseinandersetzt. Dazu sollen uns regelmäßige Vortrags- und Diskussionsabende, Exkursionen und Besichtigungen helfen (wir dürfen Sie auf unser Anschlagbrett in der Hochschule verweisen).

Derartige Veranstaltungen geben dem Einzelinteresse neue Impulse, und es bleibt jedem genügend Raum, eigene Pläne zu verwirklichen: Musik, Theater, Sport in Halle und Stadion. Das Leben auf dem Haus, die alltägliche Arbeit in den Arbeitsräumen, die gemeinsamen Unternehmungen gegen den tierischen Ernst, die Entfaltung der Selbstständigkeit und Initiative in der Übernahme von Pflichten und Verantwortung lassen uns zu einem Freundeskreis zusammenwachsen, der über die Studienzeit hinaus verbunden bleibt.

Was uns das Leben in der Verbindung wertvoll macht, ist die Freude, sich selbst entfalten zu können und dabei alle Einzelinteressen zusammenwirken zu sehen an der Gestaltung eines gemeinsamen Lebens.

Georg Schleming

Akademischer Verein Darmstadt, Merkstraße 11



Sitzmöbel von THONET - Bezug über den Fachhandel

In der Erklärung vom 8. 12. 59, die Se. Magnifizenz, Herrn Professor **Bartmann**, im Anschluß an die Senatssitzung herausgab, heißt es unter Punkt 2.):

Eine Wirtschaftlichkeitsprüfung der Mensa durch einen neutralen Sachverständigen, der im Einvernehmen mit dem ASIA benannt werden soll, wurde vom Geschäftsführer dem ASIA-Vorstand bereits am 25. 11. 59 verbindlich zugesagt. Eine Anregung des Rektors, die Wirtschaftlichkeitsprüfung auf das ganze Studentenwerk auszudehnen, wurde vom Vorstand des Studentenwerks am 1. 12. 59 angenommen.

In der Sitzung des Verwaltungsbeirates des Studentenwerkes am 19. Dezember wurde beschlossen, daß Herr Willi Brandt, ein Sachverständiger für Großküchen, die Mensa überprüfen soll.

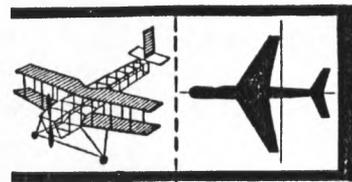
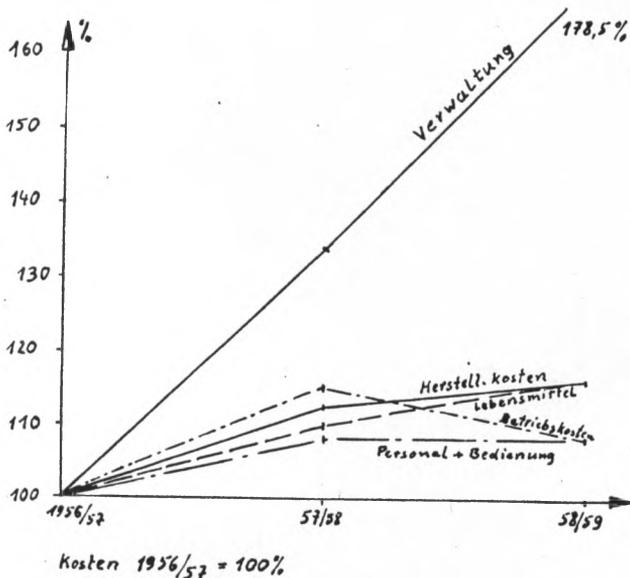
Der Vorschlag des ASIA, Herrn Prof. Bussmann die Gesamtprüfung des Studentenwerks zu übertragen, wurde zunächst aufgeschoben, da der Verwaltungsbeirat der Meinung war, daß vorerst nur die Mensa geprüft werden solle.

Inzwischen hat der Vorstand des ASIA Herrn Brandt eine Reihe von Fragen und Anregungen zugehen lassen, die die Organisation, das Rechnungswesen und den Speiseplan betreffen. So werden unter anderem Personalfragen aufgeworfen in Bezug auf Ausgabe von Essenmarken und die Beschäftigung der Angestellten in der Küche; es werden Vorschläge zum Mensa-Café gemacht — die mit der Einrichtung des Milchverkaufsstandes im Erdgeschoß der Otto-Berndt-Halle teilweise schon verwirklicht wurden — und es wird um Aufschluß über die Verteilung der Sozialbeiträge der Studenten gebeten, soweit sie die Mensa betreffen. Herr Brandt nimmt weiterhin Fragen und Anregungen entgegen. Daher haben auch Sie die Möglichkeit, Ihre Fragen über den ASIA an Herrn Brandt zu richten.

Die Prüfung der Mensa durch Herrn Brandt hat am 19. Januar begonnen. Da der Prüfungsbericht Ende März vorliegen wird, können wir ihn erst in der Mai-Ausgabe der dds veröffentlichen.

Zur gleichen Zeit wurde von einer Beauftragten des Max-Planck-Institutes für Ernährungsphysiologie — Fräulein Eigen — die Essensqualität der Mensa überprüft. In einer darauffolgenden Besprechung mit dem Küchenchef, Herrn Hofmann, und zwei vom ASIA beauftragten Studenten wurde festgestellt, daß der durchschnittliche Materialeinsatz für das DM 0,90-Essen in den letzten 14 Tagen DM 0,79 betrug. Hierin ist der Zuschuß der Stadt Darmstadt von DM 0,25 pro Essen voll enthalten. Der Kaloriengehalt des ausgegebenen Essens betrug durchschnittlich 1000 cal. Die entsprechenden Durchschnittswerte für die Zeit vor der Bezuschussung durch die Stadt Darmstadt betragen DM 0,55 pro Essen und 800 cal.

Die Industrie- und Handelskammer Darmstadt, die durch ihren Präsidenten, Herrn Dr. Bernauer, und ihren Hauptgeschäftsführer, Herrn Dr. Hüfner, im Verwaltungsbeirat vertreten ist, hat sich bereit erklärt, die Kosten der Mensaprüfung zu übernehmen. Gleichzeitig verspricht der Oberbürgermeister der Stadt Darmstadt, Herr Dr. Engel, sich im Magistrat dafür zu verwenden, zur Überbrückung einen einmaligen Zuschuß der Mensa zu gewähren.



**Jede Zeit prägt ihren Stil!**

**FABER - CASTELL Progress**

der neuzeitliche Füllhalter

- Leicht und drucklos gleitet die Feder.
- Der Volumenkegel regelt als Tintenschleuse gleichmäßigen Tintenfluß.
- Tropenfest und flugsicher.
- Ausgereifte Konstruktion, geschützte Feder u. ansprechende Farben.
- Preislagen zwischen DM 8.50 und 28.50.



In der letzten Magistratsitzung vor Weihnachten wurde auf Antrag des Oberbürgermeisters ein 'Weihnachtsgeschenk' in Höhe von DM 10 000 unserer Mensa gegeben.

Wir möchten uns sowohl beim Magistrat der Stadt Darmstadt als auch bei der Industrie- und Handelskammer Darmstadt im Namen der gesamten Studentenschaft an dieser Stelle bedanken.

Herr Professor Witte, der Vorsitzende des Studentenwerks Darmstadt, berief auf Anregung von Magnifizenz Bartmann am 5. Januar die Vorsitzenden und die Geschäftsführer der Studentenwerke der Hessischen Universitäten zu einer Tagung nach Darmstadt. Auf Beschluß dieser Versammlung stellte Prof. Witte am 7. Januar für das noch laufende Haushaltsjahr (bis 31. 3. 60) einen gemeinsamen Antrag in Höhe von DM 206 000 (für Darmstadt monatlich 15 000) für die hessischen Studentenwerke. Für das Rechnungsjahr 1960 (9 Monate) lautet der gemeinsame Antrag auf DM 689 000. Diese beantragten Zuschüsse des Landes Hessen sollen dazu dienen, die großen finanziellen Schwierigkeiten, die allen Mensen Hessens gemeinsam sind, zu beheben.

Der Antrag von Herrn Prof. Witte wurde auch dem Haushaltsausschuß des hessischen Landtages zugeführt, der sich auf Grund eines Antrages des FDP-Abgeordneten Dr. Mix mit den hessischen Mensaproblemen beschäftigt. Auf der 19. Plenarsitzung des Hessischen Landtages am 17. Dezember hat die Freie Demokratische Partei einen Antrag mit folgendem Wortlaut gestellt:

„Der Landtag wolle beschließen:

Die Landesregierung wird ersucht, Sofortmaßnahmen zur finanziellen Unterstützung der Mensa-Betriebe an den hessischen Universitäten zu ergreifen.

gez. Dr. Mix (Fraktionsvorsitzender)“

Noch in der gleichen Sitzung ist der Antrag dem Haushaltsausschuß zugeleitet worden.

Möglicherweise werden im Laufe der Überprüfung der Mensa organisatorische Umstellungen nötig. Wir bitten unsere Kommilitonen um Verständnis, da man von vornherein nicht sagen kann, welche die beste Lösung sein wird.

— ep —

## Nachrichten – Ausland

### Ungarn

In zahlreichen Protestschreiben an die Ministerpräsidenten von Ungarn, der UdSSR und Kanada haben die Studentenschaften mehrerer kanadischer Universitäten die Freilassung von 150 angeblich zum Tode verurteilten ungarischen Jugendlichen bzw. Richtigerstellung der erhobenen Beschuldigungen gefordert. Bis Ende November 1959 sind in ganz Kanada 14 000 Unterschriften für Protestresolutionen gesammelt worden.

### Kanada

Die Amtsenthebung des Chefredakteurs der Studentenzeitung „Le Carabin“, Jean Paul Gagnon, wurde am 9. November 1959 vom Studentenrat der Laval-Universität (AGEL) in Quebec beschlossen. Anlaß zu dieser Maßnahme war ein Artikel des „Carabin“ zur Frage der Universitätszuschüsse, in dem behauptet worden war, daß zwischen Kirche und Regierung von Quebec ein heimliches Abkommen bestehe. Die Exekutive des AGEL sah in diesem Artikel eine Beleidigung der katholischen Kirche und eine Gefährdung des guten Namens der Laval-Studenten. „Le Carabin“ wird für unbestimmte Zeit direkt dem AGEL unterstellt werden, da sich alle Redaktionsmitglieder hinter Gagnon stellten und geschlossen kündigten.

### Jugoslawien

Über immer rücksichtslosere Ausbeutung durch die Zimmervermieter beklagen sich die Studenten in Agram. Infolge der großen Wohnungsnot nehmen die Studenten nahezu jede Bedingung an, nur um ein Unterkommen zu finden. So sind Preise von 6000 Dinar (84 DM) pro Bett keine Seltenheit, oft müssen drei Studenten in einem Bett schlafen oder mit Unterbringung in Treppenhäusern, Waschküchen oder Veranden vorlieb nehmen. Die Studentenschaft hat sich schon an die städtischen Behörden gewandt, um die schlimmsten Mißstände in den Beziehungen zwischen Studenten und Zimmervermietern abstellen zu lassen, doch konnte bisher noch nichts erreicht werden.

### USA

In einem Bericht über die trügerische Tätigkeit von Scheincolleges in den Vereinigten Staaten hat der Amerikanische Erziehungsbeirat (American Council on Education) festgestellt, daß es etwa 200 dieser „Diplommühlen“ in 37 Staaten gibt, die College-Grade und Diplome an jedermann verkaufen. Diese für die Vereinigten Staaten peinliche Situation mit ihren internationalen Rückwirkungen bestehe schon seit 120 Jahren. Nach Abschluß einer einjährigen Untersuchung kam der Council zu dem Ergebnis, daß diese Scheininstitute, die meist nur aus einem Postschließfach oder einem einzigen Raum bestehen, ca. 750 000 Studenten jährlich einschreiben und dafür ungefähr 75 Millionen Dollar vereinnahmen. Auf der anderen Seite gäbe es über 450 legitime Fernlehranstalten in den Vereinigten Staaten, die alle dem Nationalen Ausschuss für das Fernstudium angeschlossen sind und jährlich 1–1,5 Millionen Studenten ausbilden. Der American

Council on Education stellte fest, daß das Problem durch das Fehlen eines Bundes-Erziehungsministeriums kompliziert werde. Nur deshalb könnten diese „Diplommühlen“ ihr Unwesen treiben und im Ausland werben, da kein Regierungsorgan derartige Unternehmen überwacht.

### Rumänien

Studentische Beratungskader bestehen an jeder rumänischen Hochschule, deren Aufgabe es ist, die Studenten zu größerem Lerneifer anzutreiben. Einmal im Monat kommen diese Kader zu Beratungen zusammen und beschließen, unter Teilnahme von Mitgliedern des Lehrkörpers, über die zu treffenden Maßnahmen. Der Tätigkeit dieser Gruppen ist es zu verdanken, daß die Ablegung der vorgeschriebenen Semesterprüfungen größtenteils ohne Verzug erfolgt. In einigen Fachrichtungen und Instituten konnte auf diese Weise die Zahl der termingerechten Prüfungen auf 95–100% erhöht werden. Zu den weiteren Aufgaben der Beratungskader gehört es, die wissenschaftliche Forschungsarbeit zu fördern, marxistische Weltanschauung unter der Studentenschaft zu verbreiten und die Vorbereitung und Durchführung der alljährlichen studentischen Arbeitseinsätze zu überwachen.

### Tibet

In einem Schreiben an den Dalai Lama bot der Verband Freier Ungarischer Studenten UFHS einem tibetischen Flüchtlingsstudent ein Stipendium für ein Studium in Westdeutschland an. Der Verband Freier Ungarischer Studenten, der rund 7000 Flüchtlingsstudenten in 14 Ländern vertritt, erklärte in seinem Schreiben an den Dalai Lama: „Wir befinden uns in einem gemeinsamen Kampf gegen Totalitarismus und Gewaltherrschaft. Da uns geholfen wurde, als wir in Not waren, halten wir es für unsere Pflicht, die tibetischen Studenten zu unterstützen, die heute wegen ihrer Freiheitsliebe leiden müssen.“ Der ungarische Studentenverband rechnet damit, daß der ausgewählte tibetische Student im Frühling sein Studium in Deutschland aufnehmen kann.

### England

Mit 101 gegen 17 Stimmen bei 72 Enthaltungen wurde auf der letzten Ratstagung des nationalen Studentenverbandes NUS in London ein Antrag angenommen, den südafrikanischen nationalen Studentenverband NUSAS in seinen Bemühungen um einen Boykott südafrikanischer Waren aus Protest gegen die von der südafrikanischen Regierung erzwungene Rassentrennung im Hochschulwesen zu unterstützen. Alle NUS-Mitglieder wurden zum persönlichen Boykott dieser Erzeugnisse aufgefordert, mit juristischer Unterstützung soll eine Liste der zu boykottierenden Waren angefertigt werden. Die hohe Zahl der Stimmenthaltungen wird nicht auf die Unentschlossenheit der Delegierten, sondern auf Zweifel an der juristischen Berechtigung dieses Vorgehens zurückgeführt. Inzwischen haben auch namhafte Wissenschaftler, an ihrer Spitze der Nobelpreisträger Bertrand Russell, gegen die Absicht durch Behinderung der Hochschulbildung für die südafrikanische Regierung protestiert, Farbige die akademische Freiheit zu unterdrücken.

Die Aufforderung des nationalen Studentenverbandes zum Boykott südafrikanischer Waren wird jetzt an Universitäten des ganzen Landes befolgt. Ein erster Erfolg kann bereits darin erblickt werden, daß Anfang Dezember drei der führenden Vertreter der Bewegung in Cambridge zusammen mit dem Vorsitzenden des Boykottauschusses in großzügiger Weise von Vertretern südafrikanischer Tabakfirmen bewirtet wurden, welche allerdings erklärten, sie seien nicht nach Cambridge gekommen, um jemanden zu beeinflussen, sondern nur, um Tatsachen darzulegen.

Eine Meinungsbefragung über verschiedene Aspekte des Universitätslebens wurde kürzlich von der Studentenzeitung „King's News“ unter 300 Studenten des King's College durchgeführt. Auf die Frage: „Warum studieren Sie überhaupt?“ antworteten 44%: „Ich möchte eine Universitätsausbildung und einen akademischen Grad erhalten.“ 35% sind nur auf einen Titel aus und 3% studieren aus reinem Vergnügen. Die Vertreter der studentischen Selbstverwaltung erwiesen sich als wenig bekannt, rund 70% konnten nicht den Namen des Vorsitzenden angeben. 38% nannten die Studentenvertretung eine Clique. Interessant waren auch die Angaben über das studentische Gemeinschaftsleben. Mehr als 50% sind fest Mitglieder in zwei bis drei Clubs oder Vereinigungen, 1% gehört sogar bis zu sechs Clubs an, während sich nur 9% keiner Gemeinschaft anschließen. Die Frage über die Unterbringung der Studenten ergab, daß 32% zu Hause wohnen und 30% in Studentenheimen, 29% haben ein Zimmer zur Untermiete und 9% eine eigene Wohnung.

### Dänemark

Zu einem umfassenden Wirtschaftsboykott gegen die Südafrikanische Union hat die Vereinigung der dänischen sozialistischen Studenten alle skandinavischen Länder aufgefordert. In einem Schreiben an den nationalen Studentenverband Dänemarks bezeichnete die Vereinigung die Haltung, welche Dänemark und Norwegen während der UN-Debatten über die südafrikanische Rassenpolitik eingenommen hätten, als „lauwarm“. Weiter heißt es in dem Schreiben: „Die südafrikanische Regierung ist ein Koloß auf tönernen Füßen. Sein Fall ist nur eine Frage der Zeit, aber wir müssen dazu beitragen, daß der Fall so bald wie möglich erfolgt. Der erste Schritt muß ein totaler wirtschaftlicher Boykott gegen Südafrika sein.“

### Südafrikanische Union

Bis auf weiteres geschlossen wurde die Technische Hochschule Kumasi im Anschluß an Demonstrationen gegen die Professorenschaft. Der Rektor der Hochschule, Dr. W. E. Duncanson, erklärte, daß alle Studenten, die sich an den Demonstrationen beteiligt haben die Wiederzulassung beantragen müssen, wenn die Hochschule wieder eröffnet wird. Grund für die Aktion der Studentenschaft waren verschiedene internationale Fragen und die Forderung der Studenten, ihre Mahlzeiten selbst zuzubereiten, was mit einem Protest gegen die schlechte Qualität des in der Schule gebotenen Essens verbunden war. Der Rektor warf den Studenten vor, es an dem nötigen Respekt gegenüber den Professoren fehlen zu lassen.

## Nachrichten – Deutschland

### Memorandum des VDS zum Düsseldorfer Wohnheimplan

Im November 1958 wurde vom Deutschen Studentenwerk der „Düsseldorfer Wohnheimplan“ vorgelegt, der im wesentlichen darauf hinzielte, den Fehlbestand von 35 000 Wohnheimplätzen im WS 1958/59 bis 1963/64 aufzufüllen. Die dafür erforderlichen Mittel von 300 Millionen DM sollten zu je einem Drittel vom Bund, von den Ländern und den Heimträgern aufgebracht werden.

Der Verband Deutscher Studentenschaften nahm jetzt Stellung zu diesem Plan, — zu einem Zeitpunkt, an dem man einen genauen Überblick über das Anwachsen der Studentenzahl in den kommenden Jahren hat.

Das Memorandum des VDS geht von der Tatsache aus, daß der „Düsseldorfer Wohnheimplan“ die Studentenzahl des Sommersemesters 1958 für seine Berechnungen anführt. Er berücksichtigt jedoch nicht das Ansteigen der Zahlen bis 1963. Auch die Zahl der ausländischen Studenten an den Hochschulen der Bundesrepublik und West-Berlin von ca. 19 000 tritt bei diesem Plan nicht in Erscheinung. Dazu kommt, daß im „Düsseldorfer Wohnheimplan“ von 30% der Studenten gesprochen wird, die in einem Wohnheim untergebracht werden wollten. Diese Zahl hat sich jedoch inzwischen auf 50% erhöht.

Trotz der derzeitigen Unterstützung des Wohnheimbaus steigt die Zahl der fehlenden Wohnheimplätze bis 1963 ständig.

Wirksame Maßnahmen zur Beseitigung der studentischen Wohnungsnot forderte der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) in einem dringenden Appell an die Bundesregierung und die verantwortlichen Stellen. Je länger eine wirkungsvolle Unterstützung des Baus von Studentenwohnheimen hinausgezögert werde, um so größer werde die Wohnungsnot. Wie der VDS mitteilte, ist der augenblickliche Plan zur Beseitigung der Wohnungsnot erheblich in Verzug geraten; die Voraussetzungen, auf denen er beruhte, sind überholt. Dem Plan lag die Annahme zugrunde, daß 30 Prozent der Studentenschaft in einem Studentenwohnheim untergebracht werden wollen. Neue Erhebungen haben jedoch ergeben, daß sich die Zahl der Studenten, die in einem Wohnheim leben möchten, auf 50 Prozent erhöht hat. Der Bau von Wohnheimplätzen hält außerdem mit dem Steigen der Studentenzahlen nicht mehr Schritt.

### „Studenten fordern Mitbestimmung“

Freiburg, 29. Januar

Eine außerordentliche Studentenversammlung der Universität Freiburg hat den Allgemeinen Studentenausschuß mit großer Mehrheit aufgefordert, mit Rektor und Senat sowie mit den Fakultäten zu verhandeln, um in der Grundordnung der Universität eine stärkere Mitbestimmung und Mitverantwortung der Studentenschaft zu verankern. Einer außerordentlichen Studentenversammlung im Sommersemester 1960 soll über das Ergebnis dieser Verhandlungen berichtet werden. z

Bericht Tibor Fay vom 27. 1. 1960:  
Studentenvollversammlung an der Technischen Hochschule München:

Hauptthema war: Studentische Mitbestimmung in studentischen Belangen der Hochschulverwaltung und es wurde eine echte Partnerschaft zwischen Professoren und Studentenschaft gefordert.

### Eine Lanze für den Werkstudenten

Junge Akademiker sollen die Wirklichkeit der industriellen Arbeit kennenlernen.

In den Richtlinien für die Förderung nach dem Honnefer Moedll werden die Studenten während der ersten drei Semester, der sog. Anfangsförderung, auf Werkarbeit in den vorlesungsfreien Monaten verwiesen. Während dieser Zeit müssen sie sich nicht nur das Geld für den Lebensunterhalt in diesen Monaten verdienen, sondern darüberhinaus auch das Geld für die kommenden Vorlesungsmonate, da die Anfangsförderung nur einen Satz von 150,— DM vorsieht.

Auch die auf höchstens 200,— DM pauschalierte Summe während der Hauptförderung reicht längst nicht mehr aus, um den Lebensunterhalt und das Studium hinreichend zu finanzieren. Die Studenten sind also auch während der Hauptförderung erneut in stärkerem Maße auf Werkarbeit angewiesen.

Die deutsche Industrie erwartet diese Studenten, die um Arbeit während der vorlesungsfreien Monate nachsuchen. Sei es, um Geld zu verdienen, ein Fachpraktikum abzuleisten, oder daß es sich um ausländische Studenten handelt, die Erfahrungen in der deutschen Wirtschaft sammeln wollen.

Die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände mußte jedoch feststellen, daß Studenten, die lediglich Geld für ihr Studium verdienen müssen, wenig Interesse an den Betriebsproblemen zeigen. Auch die Fachpraktikanten, so bemerkte man, sind nicht besonders geneigt, „studienferne“ Erfahrungen zu sammeln.

In Zusammenarbeit mit Betriebspraktikern, Vertretern der Wissenschaft, der Studentenorganisationen und der Jugendsozialarbeit hat deshalb der Ausschuß der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände für Nachwuchs- und sozialpolitische Jugendarbeit Empfehlungen für die Betriebe erarbeiten lassen. Sie sollen dem jungen Akademiker die Möglichkeit geben, in die Zusammenhänge eines Betriebes, seine wirtschaftlichen und sozialen Probleme Einblick zu nehmen, damit er später die größeren Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Gesellschaft leichter beurteilen kann.

Ostdeutsche Studenten dürfen künftig nicht mehr an Universitäten und Hochschulen des westlichen Auslandes studieren, „so wichtig es auch in bestimmten Disziplinen sein könnte“, geht aus einer Mitteilung des Staatssekretariats für das Hochschulwesen hervor. Den Studenten bleibt künftig nur noch die Möglichkeit, unter gewissen Voraussetzungen an Universitäten in den Ostblockländern einige Semester zu studieren. Gegenwärtig nehmen etwa tausend ostdeutsche Studenten an diesem Studienaustausch teil. An den Hochschulen Ostdeutschlands studieren ebenfalls etwa tausend ausländische Studenten, u. a. aus dem Irak, aus Guinea, dem Sudan, der Vereinigten Arabischen Republik, Indonesien und Burma.

Fast 20 Prozent aller Studenten sind unterernährt. Diese alarmierende Mitteilung machte Professor Hallermann, Vorsitzender des Deutschen Studentenwerkes in Bonn. Die Zuschüsse an die Studenten seien um etwa 50 Mark zu niedrig, und die Studenten fingen meistens beim Essen mit dem Sparen an. Professor Hallermann forderte ein besseres Essen in den Mensen und eine verstärkte Förderung der indirekten Hilfen, wie verbilligte Mahlzeiten und Wohnen in einem Studentenheim. Noch immer sind 76 000 Studenten gezwungen, sich in den Semesterferien mit Werkarbeit Geld zu verdienen. 50 000 dagegen können ihre Ausbildung ausschließlich mit den Zuwendungen ihrer Eltern finanzieren. Etwa 28 Prozent der Studenten erhalten von ihren Eltern mehr als 150 Mark monatlich, fast 47 000 Studenten dagegen können nur mit einem monatlichen Zuschuß ihrer Eltern in Höhe von 50 bis 75 Mark rechnen.

Unter der Leitung von Professor Winter (Braunschweig) nahm eine dreiköpfige deutsche Delegation an dem 12. Jahreskongreß der International Association for the Exchange of Students for Technical Experience (IAESTE) teil, der vom 11. bis zum 15. Januar 1960 in Belgrad stattfand. Auch ein Vertreter des Verbandes Deutscher Studentenschaften befand sich bei der Delegation.

Fragen über den Austausch von Praktikanten standen im Mittelpunkt der Gespräche. Insgesamt wurden über 6 000 Praktikantenplätze auf diesem Jahreskongreß ausgetauscht. Von allen Mitgliedern der IAESTE (26 Mitgliedsstaaten) hat Deutschland den größten Anteil am internationalen Praktikantenaustausch. In Zahlen ausgedrückt heißt dies, daß im Rahmen des IAESTE-Programms 20,3% aller Ausländer in die Bundesrepublik kommen und daß die Bundesrepublik mit 17,3 % die bei weitem größte Zahl an Studenten in das Ausland vermittelt. In diesem Jahr konnte die Bundesrepublik innerhalb der 6 000 in der Gesamtorganisation zur Verfügung stehenden Plätze 1 200 Stellen für ausländische Praktikanten zum Austausch mit deutschen Praktikanten anbieten.

Die International Association for the Exchange of Students for Technical Experience (IAESTE) wurde 1948 von 10 europäischen Staaten gegründet. Seit dem Bestehen der IAESTE sind bisher rund 47 000 Praktikanten ausgetauscht worden.

## Nachrichten – Hochschule

### Erteilung der *venia legendi*

Dr.-Ing. Ludwig Hannakam wurde die *venia legendi* für das Fachgebiet „Dynamisches Verhalten elektrischer Maschinen“ in der Fakultät für Elektrotechnik erteilt.

Dem wissenschaftlichen Assistenten Dr. rer. nat. Hanns-Peter Boehm wurde durch Urkunde die *venia legendi* für das Fachgebiet „Anorganische Chemie“ verliehen.

Die Technische Hochschule Darmstadt verlieh Herrn Dr.-Ing. Dr. rer. nat. h. c. Josef Wengler in Anerkennung seiner fördernden Anteilnahmen an Lehre und Forschung an der Technischen Hochschule Darmstadt sowie seiner vorbildlichen Ingenieurleistungen beim Bau von Großanlagen der chemischen Industrie die Würde eines Ehrensensors.

# HOCHSCHUL Sport

## Schladming

Das berühmte österreichische Skiparadies! Durchlebt den Schladminger Fasching! So und noch toller lautete das Prospekt, den unser Auslandsreferat zwecks Anlockung nichtsahnender, aber skilüsterner darmstädter Studenten herausgegeben hatte. Immerhin bewirkte die intensive Reklame die Teilnahme von etwa 18 Darmstädtern an der Riesen-Super-Monstre-Studenten-Beförderung in Luxusbussen. Jedem schwebten sicher weiße, sonnenbeschiene Hänge, mehr oder minder steil, vor, von keinem einzigen Baum oder Zaun durchbrochene Weiten, über die einen zwei schnelle Skier tragen sollten.

Indes, die Wirklichkeit differierte wie so oft auch diesmal vom Idealbild. Als wir in Schladming ankamen — regnete es. Außerdem spuckten eine Unzahl von Bussen jede Menge Studenten und — wenigstens ein Trost — Studentinnen aus. Sie kamen aus Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Marburg, Gießen und Göttingen.

Nun wird wohl jeder, der diese Zeilen liest, voll Schadenfreude denken: haha, da haben's die, die fuhren, mal wieder reingelegt! Nichts dergleichen: es war, wie wohl jeder gerne bestätigen wird, trotz alledem prima.

Denn zwei Tage drauf kam ein wunderbarer Schnee, der jedem Anspruch genügte; die Sonne zeigte sich ebenfalls — endlich leuchteten die mitgebrachten Skikombinationen in ihren modischen Farben, und die Farbfilmbelichtungsapparate kamen zu ihrer Arbeit: man wollte den Zuhausegebliebenen doch nicht die phantastische Bergwelt und die nervenauf-rüttelnden Skihaserl vorenthalten!

Nun ist es endlich an der Zeit, aufzuklären, wann dieser tolle Skiausflug stattfand: vom 2.—11. Januar 1960. Wo liegt Schladming? In Österreich, westlich von Wien, und östlich von Bad Gastein, in den niederen Tauern, am Dachstein. Alles klar? Falls noch nicht, nehme man den Atlas.

Es gab dort also ganz gute Skimöglichkeiten, Sessellift, Schlepplifte, laut Prospekt sogar eine Gondelbahn sorgten für die Beförderung. Diese jedoch entpuppte sich als ein einfacher Milchkannenlift, also als eine längliche Kiste, die an einem schwankenden Seil durch diel öfte gezogen wurde. Diese Anlage vermittelte einem wahrhaftig noch ein Erlebnis der Technik: berauschend, und, auch, zumindest für manche Damen, beängstigend.

Das ganze Dorf — Verzeihung: Stadt natürlich (seit 1320 Stadtrecht, wie man aus einer

gelungenen Ansprache des Herrn Bürgermeisters entnehmen konnte) — war zu dieser Zeit, außer den Einheimischen, fast ausschließlich von Studenten bevölkert. Die einzelnen Gruppen störten sich nicht weiter gegenseitig: einige machten Skikurs, um sich in die gar nicht einfachen Geheimnisse des österreichischen Stils einweihen zu lassen, andere machten Riesen-Skietouren — Schladminger Hütte 1830 m, Dachsteingebiet bis zu 3000 m (etwas steil allerdings), Winterer usw. Zum Tavernenpaß konnte man wegen „lawinöser Gefahr“ leider schlecht fahren. Manche suchten auch ihr Vergnügen — schon tagsüber — in den diversen Bars bei Schach und Skat und Tanz. Man sieht, alle waren sie woanders beschäftigt — bis dann der Abend den gemeinsamen Nenner brachte: Espresso-Bar, das Lokal von Schladming. Juke-Box, Kriminal-Tango, Tiger Rag usw., alles „liebe“ Erinnerungen: in der Tat konnte man pro Abend besonders beliebte Schlager bis zu 6 mal hören.

Dann der krönende Abschluß: Das Gäterennen um den Goldenen Ski von Schladming! Große Aufmachung: Start, Ziel, Slalom-Tore, Piste mit kleinen Fähnchen bezeichnet, Stoppuhren, Startnummern, man konnte sich tatsächlich als „Rennsau“ fühlen, schon bloß wegen der Aufmachung. Um es kurz zu machen: Die Darmstädter errangen bei den Anfängern einen Goldenen Ski, einen silbernen und 5 bronzene; bei den Fortgeschrittenen, den 7., 13., 16. und 18. Platz, macht zusammen also weitere 4 bronzene Ski, denn vom 3. Platz ab bekam jeder Teilnehmer, falls angekommen, einen Bronze-Ski.

Die Folge davon war, daß bei der Heimfahrt im Bus viele Windjacken stolz das Siegeszeichen aufwiesen, so daß ein Außenstehender meinen konnte, es wären alles Rennkanonen, die da lustig heimfuhren.

Leider haben wir vergeblich auf den berühmten Schladminger Fasching gewartet. Aber der kommt ja erst Ende Februar. Um diesen richtig zu erleben, wird, nochmal eine Reise ins Wintersportparadies Schladming veranstaltet. Dabei soll man auch noch Skilaufen können, ließ ich mir erzählen. Hoffen wir es! jonny gassmann

Ergebnis der internen Hochschulmeisterschaft im Tischtennis

ausgetragen am 1. 2. 60:

1. Hako von Noorden, 2. Karl Friedrich Wagner, 3. Horst Schneider.

## THD verteidigt Hallen-Hockey-Titel

Mit der TH Aachen in Gruppe A und Darmstadt in Gruppe B wurden auch diesmal die Gruppensieger ihrer Favoritenrolle gerecht. Ohne Punkterlust ließ Aachen die Mannschaften aus Heidelberg, Göttingen, Freiburg und Tübingen hinter sich, während die Darmstädter Mannschaft gegen Berlin, Karlsruhe, Frankfurt, Saarbrücken und Clausthal erfolgreich war. In den Zwischenrundenspielen gewann Darmstadt leicht mit 5:2 gegen Heidelberg, während Aachen durch einen knappen 2:1 Sieg über Berlin ins Endspiel einzog. Im Spiel um den dritten Platz besiegte Heidelberg die TU Berlin mit 4:3. Im spannendsten Spiel des Turniers gelang es der THD erst in der Verlängerung Aachen mit 3:2 zu überwinden. Die THD spielte in folgender Aufstellung: Lindhoff, Schäfer, Gütlich, Rose, Schmitt, König, D. Stammann, R. Stammann.

## Geringe Erfolge

Im Gegensatz zum vergangenen Jahre schnitten die Darmstädter Skiläufer bei den württembergischen Hochschulmeisterschaften in Steibis nicht gerade gut ab. Lediglich Larsen erreichte im Langlauf einen dritten Platz. Im Abfahrtslauf gelang es keinem Darmstädter, sich für den Slalom, zu dem nur die 30 Besten zugelassen wurden, zu qualifizieren.

Auch im Wiederholungsspiel gegen die Universität Heidelberg mußte die Fußballmannschaft eine knappe 1:2 Niederlage hinnehmen. Mukulas hatte die TH Mannschaft zwar in Führung gebracht, aber die technisch besseren Heidelberger gliehen noch bis zur Pause aus und schossen dann das Siegestor.

## alle Geräte für Laboratorien

**Der Weg  
in die Lauteschlägerstraße, 3  
lohnt sich**

**Besonders empfehle ich  
meine Glasbläser!**

**Joh. Friedr. Bundschuh**

Laborbedarf  
**GRIESHEIM BEI DARMSTADT**  
August-Bebel-Str. 59 - Tel. 310  
und DARMSTADT, Lauteschlägerstr. 3  
Hofweg 70/90



KXSTLE - KNEISSL - HEAD - HOLZNER - HAMMER - SOHLER - SALEWA - RUMMEL - GFÄLLER - LAUPHEIMER

**Das Fachgeschäft mit der großen Auswahl  
führender Markenartikel  
für den Wintersport**

**Sämtliche Ski-Reparaturen und  
-Montagen in eigener Spezialwerkstatt**

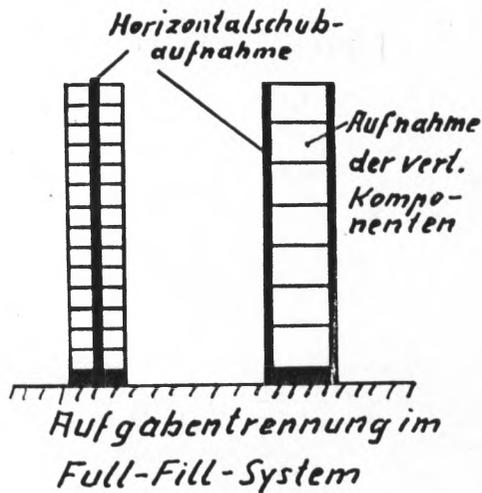


**Darmstadt  
Ernst-Ludwig-Str. 11  
Telefon  
Nummer 70194**

MARKER - SILVRETTA - ECKEL - GEZE - DETHLEFFS - BOGNER - LEMPERT - HERMANN

# FULL-FILL

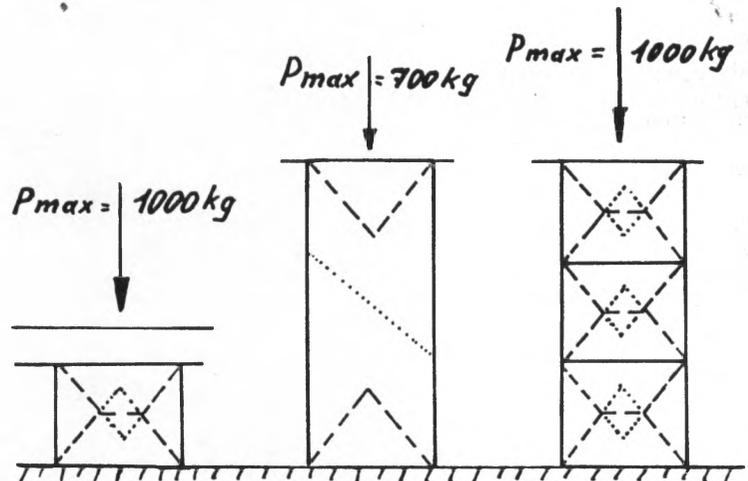
Mindestens 30% Materialersparnis bei allen Hoch- und Flachbauten sind die Folge dieser bedeutenden Erfindung. Sie beruht auf der Nutzung einer an sich bekannten Erscheinung. Wenn man die beiden in untenstehender Zeichnung gezeigten Körper mit zunehmender Stärke belastet, so tritt bei dem größeren der Bruch früher ein als bei dem kleineren. Dies erklärt sich dadurch, daß sich in beiden Körpern sogenannte Druckkegel ausbilden. Bei dem kleineren können sich diese Druckkegel noch aufeinander abstützen. Die Tragfähigkeit des Würfels wird hierdurch erhöht, während bei dem längeren Prisma im druckkegelfreien Gebiet schnell ein Schiebruch eintritt. Prof. K. Lug, der Leiter des Instituts, darf für sich den Ruf in Anspruch nehmen, als erster auf die ungeheuren Möglichkeiten und Vorteile der Ausnutzung dieser Erscheinung hingewiesen zu haben. Die Genialität seiner Idee liegt in



ihrer Einfachheit: wenn man Säulen und Stützen nicht mehr einteilig ausführt, sondern aus mehreren kleineren Elementen zusammengesetzt, werden in den einzelnen Abschnitten die Druckkegel so weit einander genähert, daß sie sich aufeinander abstützen können. Es ist einleuchtend, daß eine solche Säule bedeutend mehr Last aufnehmen kann, als eine aus einem Stück.

Schon die Baumeister der alten Griechen müssen dies intuitiv erfaßt haben, als sie ihre Tempelsäulen aus mehreren Stücken zusammensetzten. Es ist für uns sehr erfreulich, daß sie in der Theorie eines Darmstädter Wissenschaftlers heute die Rehabilitation ihrer Bautechnik erfahren. Selbst die Verfechter der Beibehaltung des kleinen Normziegels haben wieder ein neues, schlagendes Argument in der Fortführung ihres seit langem geführten Kampfes erhalten. Die Tendenz in der Bautechnik, möglichst große fertige Bauelemente zu verwenden, wird ad absurdum geführt und umgestürzt. Wer heute noch mit größter Materialausnutzung bauen will, wird wegen der hervorragenden Druckkegelstützwirkung mit möglichst kleinen Steinen arbeiten.

Für den Stahlbau ist schon vor einem halben Jahr in den Vereinigten Staaten ein neues Stützenprinzip zum Patent angemeldet worden. Die nach dem „Full-Fill-System“ konstruierten Säulen erweisen sich allen früheren Ausführungen überlegen. Der zu erwartende volkswirtschaftliche Nutzen läßt sich noch nicht abschätzen. Von maßgebender Stelle wurde im Hinblick auf die neuen Verdienste des Instituts versichert, daß der Neubau der Materialprüfungs-Anstalt so lange zurückgestellt werde, bis alle Bagatell-Pläne verwirklicht sind. Gi



Liebe dds!

Sie bitten mich – in Hinblick auf Ihre Faschingsnummer – Ihnen eine kurze Stellungnahme zu dem Erzeugnis von Dan Broeger zu geben, das Sie in der Dezember-Ausgabe der dds gebracht haben und das „Der Hobel im Bauch“ betitelt ist.

Zum Zentralpunkt des Themas kann ich aus eigener Erfahrung wenig sagen. Mangels genügenden Umfangs des Bauches könnte ich dort einen Hobel nur mit Mühe unterbringen; auch an einer Abhobelung bin ich wenig interessiert.

Gefreut habe ich mich über das Interesse, das der Verfasser der Luftfahrtforschung entgegenbringt. Er schreibt „Überfüllung des Windkanals, das Bier fließt von den Wänden“. Leider hat das Hochschulbauamt versäumt, die hierzu notwendigen Inneneinrichtungen im Windkanal des

Institutes vorzusehen. Deswegen werden wir wohl nicht mit einer Bewerbung von Herrn Dan Broeger bei unserem Institut rechnen dürfen.

Die Wortzusammenfügung von Herrn Dan Broeger „Die Ameise kann nicht zahlen. Wirtschaftsprüfer! Alle Abwässer fließen durch unsichtbare Röhren“ scheint mir sehr wertvoll. Offensichtlich liegen ihm wirtschaftliche Betrachtungen nahe. Dies gibt günstige Aussichten für seine Entwicklungsfähigkeit.

Ob ich an einer Zusendung der nächsten Neuerscheinung von Dan Broeger frei Haus interessiert bin? Durchaus. Vorausgesetzt, daß die Brisanzkraft dieses Erzeugnisses nicht zu groß ist. Denn wir leben in einer Neubauwohnung.

Herzlichst  
Ihr  
G. Bock

Seit Anfang dieses Jahres steht fest, daß G. R. Sellner die Leitung der Westberliner Oper übernehmen wird. Damit stellt sich den Bewohnern und Herren Darmstadts und des Landestheaters das Problem seines Nachfolgers. Ein Problem, zu dessen Lösung zwar scheinbar viel Zeit zur Verfügung steht, deren Tiefgründigkeit und Bedeutung jedoch schon bald nach Entstehen sich die Verantwortlichen lobenswerterweise in aller Deutlichkeit bewußt wurden. Wenn dies allein schon applauswürdig ist, so übertrifft die Initiative und die Konsequenz, mit der sie ergriffen wurde, unsere amtsmüden und gewohnten Erwartungen in erstaunlichem Maße.

Obenerwähnte verantwortliche Kreise traten also sofort nach Bekanntwerden der Vakanz des Intendantenthrons (und sogar ohne vorherige Direktiven und Konzeptionen zu erörtern!) in Verhandlungen mit den Größten, die unsere Sprachwelt zu vergeben hat. Daß dieses sofortige Einschreiten und die rücksichtslosen, unkonzepionierten Interventionen der einzig mögliche und auch richtige Weg war, die Situation zu klären und die plötzlich auftauchende Planungslücke zu schließen, zeigte der Erfolg: Ein würdiger Nachfolger und zugleich auch – ein Stein fiel jedem vom Herzen – mit ihm eine neue Konzeption sind gefunden worden! Ab 1961 heißt der neue Intendant des Landestheaters Darmstadt Luitpold Müller und ist nicht bloß den nur sporadisch ein Theater Besuchenden als Professor für Restaurierung an der „Europäischen Universität für Deutsche Konservierung und Revitalisierung“ bekannt. Prof. Dr. eh. Dr. hc. L. Müller ist schon vor ca. 1953 mit verschiedensten und bedeutenden, die zukünftige Theatersituation prägenden Werken des funktionalen Konventionalismus an die Öffentlichkeit getreten.

Nahezu überschwenglich droht unsere Begeisterung zu werden, wenn wir auf die großartige und richtungweisende Konzeption Prof. Dr. Müllers zu sprechen kommen, und die damit verbundenen praktischen Konsequenzen. Schon aus den ersten Besprechungen und Interviews in der Darmstädter Presse konnte man das Wesentliche erahnen, und die jüngsten Äußerungen des Intendanten uns gegenüber offenbarten es in seltener glasharter Präzision:

G. R. Sellner sah sein theatralisches Wirken auf jene von ihm konzipierten und verwirklichten „drei Säulen der Theaterarbeit“ gestellt – der Antike, des Kleist'schen Werkes und der Moderne

Der zukünftige Herrscher Darmstädter Bühnenangehöriger jedoch ist ein echter Revolutionär im positiven Sinne: Vergleichbar etwa den „drei Säulen“ Sellners sind – wenn man sich adäquat ausdrücken will – bei ihm die „zwei Gruben“, in die er die Fundamente eines neuen Landestheaters senken möchte: Der „fürwahr beinahe bodenlose Schacht“ der angewandten Konvention und schließlich jener „unerschöpflich unterirdische Tiefschacht“ perfektionierter Konservierung.

Prof. Dr. Müller ist dabei jedoch durchaus kein kalter Theoretiker – vielmehr ist er wohl allen in der Bundesrepublik auch nur im geringsten Interessierten durch jene sensationelle, intellektuell geradezu feuilletonistische Inszenatur der „Großfürstin von Ccardas“, einer Neubearbeitung des ehemals Lehar'schen Urthemas, einprägsam in Erinnerung. Auch mit anderen ähnlichen Musikalitätskompositionen („Operetten“) materialisierte er schon in den bedeutendsten Häusern des deutschsprachigen Raumes seine richtungweisenden Intentionen, so sei hier auf die Werke und Aufführungen „Student und Bettler“, „Großhandlung für Flügeltiere“, „Reiter, Rössel und Alpensee“ und andere verwiesen.

Die Berufung dieses überragenden Direktivisten und Selbstinterpreten ist also ein Ereignis von schlechthin bewundernswerter geschichtlicher Entscheidung. Daß das jedoch Konzessionen von allen undynamischen Planungsbürokraten erfordert, liegt auf der Hand. So ist die bisherige Planung für das sogenannte Große Haus natürlich völlig un-

befriedigend, und ihr Ergebnis wäre selbstverständlich für Prof. Dr. L. Müller als Intendant unannehmbar. Es ist deshalb allen jenen von tiefstem Herzen zu danken, die sich so rechtzeitig für eine möglichst frühe Disponierung einsetzten. Auf Grund dessen liegt jetzt auch schon ein neuer Bebauungsplan des städtischen Zentrums vor, der als einziger in einer langen Kette von mißratenen Versuchen einen nahezu idealen Ausbau der Darmstädter Innenstadt gewährleisten kann:

→ Wenn dem neuen Intendanten auch der Wunsch nach dem Abriss des Schlosses und eines Theaterneubaus an dessen Stelle abgeschlagen werden mußte, so konnte ihm doch in Form des Blockes Landgraf-Georg-Straße/Schloßgraben/Alexanderstraße/Merckstraße ein repräsentatives Grundstück angeboten werden, das auch verkehrsmäßig günstig erschlossen werden kann.

→ Die auf diesem Gelände erstellten TH-Institute werden verlegt. Das Auditorium Maximum erhält seinen neuen Platz, zusammen mit einem Teil der Hochschulverwaltung, auf der bisher un bebauten Seite des Luisenplatzes. Allerdings ist damit eine Neukonstruktion dieser Hochschulgebäude verbunden, die den bisherigen seriösen Eindruck der Luisenplatzrandbebauung nicht stören darf. Es wird hier an einer Neuplanung im Sinne etwa des Union-Kinos gedacht, das sich trotz relativer Größe sehr unscheinbar in die Linie der oberen Rheinstraße fügt.

→ Vor allem wichtig jedoch: Der Theaterneubau selbst völlig in futuristisch-konventionellem Stil als ganzheitliches Gesamtbild. Sich den Forderungen moderner Theaterarchitekten anschließend, wurde hier eine einzig-

## Der Thronprätendent

artige und selbst das schon in früheren Diskussionen erwähnte Objekt im sowjetrussischen Donezbecken über-treffende Lösung gefunden: Die Möglichkeiten des modernen Bauens mit Beton-Glas-Stahl-Konstruktionen wurden in nie dagewesener Weise genutzt, die Tradition der Darmstädter Mathildenhöhe in einer endgültigen Ausformung zu demonstrieren.

→ Ein U-Bahn-Ring mit etwa 2,7 km Durchmesser und dem Zentrum im Schnitt zweier U-Bahn-Achsen am Luisenplatz (Nord-Süd, Ost-West), gibt der Stadt abschließendes verkehrsgelöstes Gepräge.

Als wir von dieser großartigen Verkehrs- und Bauplanung erfahren, war unsere erste Frage natürlich, warum dieser endlich alle Wünsche erfüllende Plan nicht schon längst der Öffentlichkeit zur Diskussion gestellt worden sei. Die Antwort war, wie meistens, finanzieller Natur einerseits; andererseits aber hätten das Hochschulbauamt und die Fakultät für Elektrotechnik einem Ausweichplan nicht zugestimmt, der die Neuerrichtung der abzureißenden Institutsgebäude an der unteren Bessunger Straße vorsah. Durch das geplante U-Bahn-System stehe jedoch das jetzige HEAG-Betriebsgelände am Böllenfalltor für einen Um- und Neubau zur Verfügung, womit sich die Hochschulstellen einverstanden erklärten. Zumal der ASTA seine Zustimmung gab, da der Mollersche Theaterbau als Hochschulball-Saal eingerichtet werden kann.

Der leidigste Stein jedoch des Anstoßes, die Finanzierungsfrage, ist inzwischen durch einen großzügigen Revolving-Kredit-Plan des Finanzmaklers Münemann und der mit diesem zusammenarbeitenden Darmstädter Investitions- und Handelsbank beseitigt worden.

Wir gratulieren Darmstadt und seinen Bürgern für den Erfolg der staatsbürgerlichen Initiative!



Dan Broeger mit seiner ständigen Begleiterin Silly.

## Dan Broeger

Seine Wiege stand um das Jahr 1931 in den Wäldern der weiteren Umgebung Stockholms. Die schwieligen Hände seines Vaters, die tagsüber die Axt schwangen (er war Holzfäller), wachten nachts behutsam über dem Schlummer des Knaben. Seine Mutter war schon bald nach der Geburt des kleinen Dan verstorben. Seine ersten Schritte aus dem Elternhaus tat er schon in frühester Kindheit mit einer Schauspielertruppe, die ihn durch die größeren Städte ganz Europas führte. In Neapel blieb er schließlich auf Grund einer schweren Anämie zurück. Dort verbrachte er auch in bitterer süditalienischer Armut die Kriegswirren. Mit der nach Kriegsende wieder erstarkenden Sicherheit der Weltmeere finden wir ihn als Mechaniker auf den Frachtern verschiedener griechischer und spanischer Reedereien wieder. Hier regte sich erster dichterischer Ausdruckswille, der seinen Niederschlag in Tagebuchaufzeichnungen fand, später darüberhinaus. Durch eine zufällige Bekanntschaft mit einem New Yorker Grundstücksmakler fand er Eingang in literarische Kreise von Greenwich Village. Teils beifällige, teils wohlwollende Aufnahme fand ein erster Privatdruck lyrischer Impressionen („Meer und Mond“, „Weite“, „Nerven einer Schiffsmaschine“). Auch das Gedicht „Molarhom“ fand damit Zugang zur Öffentlichkeit. Trotz mancherorts durchaus günstig gestimmter Kritiken wurde schon damals nur dem Kenner die Sensibilität seiner subtilen Gedanken bewußt. „Molarhom“ ist der Urtitel der unseren Lesern vorgestellten Kompositionen („Der Hobel im Bauch“, dds Nr. 44). War es schon nicht einfach, die Genehmigung für den Abdruck dieses Werkes zu erhalten, so war es für uns noch erheblich schwieriger, ihn zu einem Gespräch zu bewegen. Dan Broeger wohnt heute in einem ehemaligen Palais in der Nähe von Paris.

## dds-Gespräch

dds: Herr Broeger, nach den Schwierigkeiten, Sie aufzufinden, freuen wir uns herzlich über die gastfreundliche Aufnahme in Ihrem Hause.

Broeger: Ja, ich wohne etwas abseits. Whisky ist auch noch da.

dds: Wir wollen natürlich die Kontinuität Ihres Schaffens nicht unmäßig unterbrechen, dürfen deshalb gleich die unsere Leser interessierenden Fragen anschneiden.

Broeger: Ach, wenn ich will, lasse ich mich sowieso nicht stören.

dds: Wir stellten unserer Leserschaft Ihr Werk „Molarhom“ vor.

Broeger: So.

dds: Dürfen wir Sie zuerst fragen, was Sie mit der Wahl des Titels beabsichtigt haben?

Broeger: Das ist lange her.

dds: Vor allem interessiert uns der subjektive Tiefgang des Wortes „Molarhom“.

Broeger: Das ist richtig.

dds: Die straffe innere Logik ihrer Lyrik, Herr Broeger, ist – wir dürfen es Ihnen ja offen sagen – trotz Ihrer immensen Durchschlagskraft manchem Leser verschlossen geblieben.

Broeger: Wollen Sie noch einen „Manhattan“? Hier...

dds: Herr Broeger, durch dieses Gespräch gewinnen auch wir neue Blickwinkel über das Feld Ihres Schaffens.

Broeger: Meine Freundin weiß das auch.

dds: Die Entstehung von „Molarhom“ liegt ja nun schon längere Zeit zurück, und wesentlich früher noch hatten Sie Ihre ersten poetischen Impulse. Können Sie uns in etwa früheste Inspirationen angeben?

Broeger: Im Maschinenraum eines Trampfrachters kann man viel denken, wenn man auf Australienfahrt ist. Da fährt man nämlich monatelang.

dds: Haben Sie – entschuldigen Sie das detaillierte Interesse – eigentlich ein angenehmes und ersprißliches Verhältnis zu Ihren Verlegern?

Broeger: Na ja, die Brüder zahlen ziemlich schlecht.

dds: Dürfen wir Sie abschließend nach etwaigen Plänen für Ihre Zukunft fragen?

Broeger: Ja, also Seefahrt ist nicht mehr drin. In den Flugsport sollte man einsteigen.

dds: Sie werden es uns kaum glauben – das Absurde dieses Gedankens wird uns bei dem Anblick Ihrer robust-natürlichen Person erst recht bewußt – aber bei einigen unserer Leser sind in der Tat Zweifel an Ihrer Existenz laut geworden.

Broeger: Die sollen mir nur kommen. Ich mußte neulich gerade erst zwei Polypen zusammenhauen.

dds: Wir freuen uns über Ihre Vitalität und sind uns sicher, daß Ihr Name ein treibender Bestandteil in der zukünftigen Entwicklung der Weltliteratur sein wird. Wir bedanken uns deshalb aufs allerherzlichste bei Ihnen für das aufschlußreiche Gespräch.

Broeger: Ihr könnt ruhig noch einen trinken! Die Silly kann Euch ja dann zurückfahren.

Sie werden mir Glauben schenken, meine Herren, wenn ich Ihnen jetzt berichte, daß die ganze Geschichte noch wenig Eindruck auf mich machte. Sie wissen alle, in welcher gefährlichen Situationen ich bereits gelebt habe und außerdem konnte ich auch nicht glauben, daß man die Sache mit dem Finale wirklich ernst meine. Man sagt so manches, dachte ich, und befand mich bald wieder in den angenehmen Gleisen meines gewohnten Lebens. So saß ich an dem Nachmittag eines sonnigen Frühlingstages mit einigen namhaften Wissenschaftlern bei Kaffee und Kuchen auf der Veranda. Ich dachte an Louise, die für einige Tage aufs Land zu ihrer Großmutter verreist war, und hörte dem Gespräch der Wissenschaftler nur mit einem Ohr zu. Bis einmal das Stichwort Finale fiel. Was dann meine gespitzten Ohren trotz gleichgültiger Miene hören mußten, zerriß meinen Gleichmut in der Luft, meine Beine schlotterten unter dem Tisch und hätte der weiche Schaumgummisessel mich nicht vortrefflich gestützt, ich wäre zusammengeklappt. Sie verlangten zu wissen, was mir den Schrecken in die Glieder zu jagen vermochte, nachdem ich in meinem Leben bereits die Hölle durchquert habe und einst kaltblütig mein Leben rettete, als ich mir in einem Wald fleischfressender Pflanzen einen Weg bahnte, indem ich meinen Reiseelefanten Lucie mit dem Taschenmesser in Stücke schnitt und den gierigen Pflanzen zum Fraße hinwarf. Ich kann es Ihnen nicht vorenthalten. Ich hatte aus dem Munde der Wissenschaftler vernommen, daß das Finale auf jeden Fall demnächst stattfinden sollte, man sich aber noch nicht auf die Uhrzeit geeinigt habe. Mit dem Finale sollte für die Wissenschaftler die Durchführung des größten physikalischen Experimentes aller Zeiten ermöglicht werden. Man wollte Messungen über das Verhalten von Kaninchen bei extrem hohen Temperaturen und bei unerhört hohen, durch

die Explosionswellen erzeugten Druck machen. Man hatte dafür neuartige Meßeinrichtungen und elektronische Rechenmaschinen geschaffen. Die Anlage sollte mit einer solch unglaublichen Schnelligkeit die Ergebnisse liefern, daß es den Wissenschaftlern möglich sei, noch Sekundenbruchteile vor ihrem eigenen Verglühen diese Ergebnisse festzustellen.

Mir wurde übel vor Angst, ob dieser wahnwitzigen Ideen. Ich schlich aus dem Haus, rannte so schnell ich konnte in den Wald, fand die alte Eiche, unter der meine Rakete versteckt lag, drückte den Anlasser und verschwand in den Raum.

Die Reise verlief angenehm. Ich hatte die ganze Affäre bereits wieder vergessen, als ich am letzten Abend vor der Ankunft zu Haus den Fernsehempfänger laufen hatte, mir eine Peter Stuyvesant ansteckte und den Hauch der großen Welt verspürte. Später schaute ich aus dem hinteren Bullauge meiner Rakete und erkannte in der Dunkelheit in weiter Ferne den Stern, auf dem ich so schöne Stunden verleben durfte. Er glitzerte und leuchtete und glühte wie alle anderen Sterne, die in großer Zahl zu sehen waren. Ganz plötzlich fiel mein Blick auf die Uhr. Ich erkannte, daß das Leuchten meines Sternes nicht das Tageslicht sein konnte! Also von der Glut der Bomben stammen mußte. Es wurde pulverisiert und eingeschmolzen! Das Finale, meine Herren. Ich mußte mich setzen. Auf der Stelle ergrauten drei meiner schwarzen Barthaare.

Ich bedauerte dies außerordentlich, - Sie wissen ja, in welchem besonderem Maße ich meinen Bart pflege und bei meiner Wirkung auf Damen von ihm abhängig bin. Nun, das war nicht so schlimm. Sobald ich zu Hause war, farbte ein geschickter Coiffeur sie wieder schwarz. Prosit, meine Herren."

*Druckfehlerberichtigung! Lu Lu*

Die Elite

hockhriecht |

| | n8

in den Stuben;

| | mästet sich

sie pflegen den

Gegebenheiten des Lebens.

ihre Fähigkeiten |

| | n8

Und indem sie sich so

am Charakter unserer

Zeit orientiert,

stellt sie sich

| | n8

wertig und bewußt |

in eine Epoche,

die keine Schläfrigkeit

bedeutet |

| | die

So genügt es

zum Beispiel |

| | durchläuft

einfach zu registrieren,

daß es irgendwo

eine studentische

Selbstverwaltung gibt;

denn wer etwas getten will |

| | n8

scheut sich nicht,

wen sich mehr Interesse,

Mitarbeit und Verantwortung

in Belangen zu fordern, |

| | bei anderen

die Belange aller sind.

*Anmerkung:*

*n8 = deklarativ = Streichung!*

*V = einsehen!*

*| = daher ist zu setzen!*

*L = falsche Buchstaben.*

Die Druckfehlerberichtigung wurde mit freundlicher Genehmigung der Berliner Studentenzeitung „Impulse“ entnommen.

## Drei graue Barthaare

Eine neue Geschichte des großen Lügenmeisters  
Freiherr von Münchhausen

Der Freiherr hatte eine Flasche Chantré aus der Vitrine geholt, einerseits, weil dies seine Gäste von ihm erwarteten, andererseits, um den Schrecken, der seinen Freunden nach dem gemeinsamen Besuch eines Horrorfilms merklich in den Knochen saß, herunterzuspülen. Man sagte „Prosit“. Durch den Weinbrand mutig und das Fürchterliche von der Leinwand noch vor Augen, wagte ein junger Mann die Frage, ob der Freiherr tatsächlich noch niemals Furcht verspürt und niemals in seinem abenteuerlichen Leben Angst kennengelernt habe. Münchhausen wollte ob der unerhörten Frage aufbrausen... Aber er bedachte, daß keine Dame anwesend war und der junge Mann wohl ein Student auf Wahrheitsuche sei. So lächelte er, räkelte sich in seinem Sessel und kündigte eine neue Geschichte an. Nachdem er den Schalter für den elektrischen Kamin bewegt hatte, begann er zu erzählen.

„Ich lebte damals auf einem Ihnen unbekanntem Stern, einem Planeten natürlich. Er hatte teilweise angenehmes Klima, freundliche Menschen und Kultur. Zivilisation und Geist waren ausgebildet und fortgeschritten. Ich hatte ein Apartement mit Küche und Bad im Hause einer befreundeten Familie und verbrachte die Tage mit Bridge, Tee-parties, sonntäglichen Ausflügen mit Autos und Freunden und sehr oft ging ich auch ins Kino. Während mir verschiedene kleine Affären und pikante Abenteuer – Sie wissen, in welchem besonderem Maße ich auf Damen wirkte – aus dem Gedächtnis gefallen sind, werde ich Louise nicht vergessen. Ich hatte sie beim Wintersport kennengelernt. Wir verbrachten zusammen sehr glückliche Stunden, wenn wir im Birkenhain zusammen waren oder uns bei Mondschein zärtliche Dinge sagten.

Wenn ich meinen Andeutungen noch hinzufüge, daß man auf diesem Stern eine vorzügliche Küche kannte, dann können Sie sich leicht vorstellen, daß es mir gut ging und ich keinen Grund ersinnen konnte, weshalb ich nach Hause zurückkehren sollte.

Bis auf ein Mall!

Ein einflußreicher Freund, der den Puls der Zeit fühlte und verschiedene Zeitungen herausgab, erzählte mir bei einem Glas Bier, was ich zuerst nicht glauben wollte, bald aber jedermann auf der Straße wußte: Man bereitete sich darauf vor, gelegentlich mit einem großen Knall alles zu vernichten. Häuser, Blumen, Bücher, Autos, den Wald, die Mädchen und alle übrigen Lebewesen und sogar die Steine sollten teils pulverisiert, teils eingeschmolzen werden. Dieses „Finale“, wie der Vorgang volkstümlich genannt wurde, sollte durch eine größere Anzahl Bomben großer Vollkommenheit erreicht werden, die von früher noch in allen Ländern aufgebaut waren. Man hatte sie damals für politische Ziele einsetzen wollen, was dann aber durch die Erfindung einer automatischen Kopplung vereitelt wurde. Diese sinnvolle Kopplung bewirkt, daß entweder keine oder alle Bomben zur Explosion kommen, was allerdings für den neuerlichen Zweck, die Durchführung des Finale, von besonderem Vorteil war.

Sie werden verstehen, meine Herren, ich war über solches Vorhaben außerordentlich bestürzt und versuchte sogleich die Gründe für den mir, gelinde gesagt, unverständlich und unvernünftig erscheinenden Plan ausfindig zu machen. Ich begann Quellen zu durchforschen, befragte Louise und ihre Freundinnen und las in den Zeitungen. Bis ich nacheinander Stück für Stück erkannte, warum niemand gegen das Finale, aber viele Leute dafür waren.

Zuerst erfuhr ich, daß einigen großen Denkern durch philosophisches Nachdenken und elektronisches Rechnen der Nachweis gelungen war, daß die Summe von allem, was es gibt, Null sei und sich deshalb alles aufhebe. Der intelligentere Teil der Bevölkerung übernahm diese Erkenntnis, den sog. Nullismus. Man lebte im Bewußtsein, daß alles sinnlos, egal und absurd sei. Unausbleibliche Folge war, daß man die Vernunft als lächerlich abtat und vollkommene Gleichgültigkeit pflegte. Dieser Teil der Bevölkerung, die Nullisten, waren nicht für das geplante Finale, aber, getreu ihrer Erkenntnis, auch nicht dagegen. Man enthielt sich der Stimme, trank Tee und spielte Golf. Der weniger intelligente Teil der Bevölkerung, der die einflußreichen Positionen innehatte, wußte von der nullistischen Erkenntnis, war aber nicht imstande, diese folgerichtigerweise anzuwenden. Die Bürger vermischten in unglücklicher Weise das Wissen mit der eigenen Anschauung, wie sie jeweils gerade paßte und kamen dadurch vielfach zu dem Schluß, man solle doch das Finale durchführen.

So z. B. die große Gruppe der Nutznießer, die ohne Ausnahme in Zweckverbänden zusammengefaßt waren und auf dem Glauben früherer Zeiten verharrten, alles Tun müsse einen Zweck haben. Sie trugen Spruchbänder durch die Straßen mit der Aufschrift „Der Zweck heiligt die Mittel“ und forderten die Anwendung der großen Bomben. Man habe diese damals nicht zum Spaß mit soviel Mühe und Aufwand zusammengebastelt. Jetzt müsse man sie auch irgendwie verwerten.

Und die Vertreter einer ehemals großen Sekte. Sie gaben ihre Stimme für das Finale ab und sprachen von Vorsehung und Vertrauen zu ihrem großen Meister. In Wirklichkeit spielten sie „alles oder nichts“. Aus folgendem Grund: Der Glauben an den großen Meister war immer dünner geworden und die Mitgliedslisten wanderten in die bereits damit überfüllten Papierkörbe. Um dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten, brauchte man einen schlagenden Beweis für die Existenz des großen Meisters, für seinen guten Willen und für seine Befähigung für Ordnung zu sorgen und das Gute zu pflegen und das Böse zu bestrafen. Das Finale sollte die Gelegenheit für diesen Beweis bieten. Drückt man auf den Knopf zur Auslösung der großen Bomben und es geschieht nichts, – so dachten die Vertreter der ehemals großen Sekten –, dann sei der Beweis für den großen Meister gegeben, denn er müsse die Naturgesetze aufheben, um das Gute zu erhalten.

Die andere Möglichkeit, – daß die Bomben alle Lebewesen und Steine teils pulverisieren, teils einschmelzen –, berücksichtigten die Vertreter dieser ehemals großen Sekte nicht. Sie werden verstehen, meine Herren, daß ich sogleich die Situation mit Ernst betrachtete und den Zeitpunkt zum Handeln gekommen sah. In einer großen Zeitung ließ ich einen Artikel erscheinen, in welchem ich Argumente brachte, ohne dabei den Parteien unnötig zu nahe zu treten, und entschieden meinte, man solle doch reiflich abwägen, und das große Leid bedenken und man könnte doch nicht einfach alle Menschen umbringen und auch nicht alle Tiere, man denke doch auch an die Rehlein im Walde... Das Echo, auf einen Zeitungsartikel, – da fragen Sie? – Nun, die Intelligenz lächelte. Und die Zeitung brachte sogleich einen mit zugegebenermaßen einwandfreien Zahlenmaterial belegten Gegenartikel, der den zahlenmäßigen Unterschied zwischen dem geplanten Finale und dem Verhalten der Natur aufzeigte. Merkmal des Finale sei der augenblickliche Tod aller Lebewesen zu Lande. Ohne das Finale hätte alles Lebendige, unter Berücksichtigung der zahllosen sehr kurzlebigen Insekten, im statistischen Mittel lediglich noch 12,3 Tage länger zu leben. Ich sei ein Kleinlichkeitskrämer, mir wegen ein paar Tage Unterschied Gedanken zu machen, – so polemisierte man in dem Gegenartikel, – und ob ich wohl jemals eine Entscheidung von zwei Wochen abhängig gemacht habe!



**Die Welt zittert vor einem Atomkrieg!**

**Die große Politik ist verfahren wie noch nie!**

Schon aus diesen beiden beweisbaren Sätzen läßt sich die berechnete Forderung ableiten:

**Alle Hochschulen und solche, die sich dafür halten, sofort und endgültig abzubauen.**

Es hat sich leider trotz der eifrigen und ernstesten Bemühungen einzelner Menschen, die immer wieder als Mahner auftraten in der vielhundertjährigen Geschichte der Hochschulen, kein Weg gefunden, die Absolventen der Akademien und Universitäten davon abzuhalten, ihr Wissen und ihre Kenntnisse gegen das geistige und körperliche Wohl der Menschheit, sogar gegen deren existentiellen Fortbestand anzuwenden, oder es an Mächte, deren Träger meist wiederum Akademiker sind, zu verkaufen, die es zur

**Vernichtung und Zerstörung von Leben und Lebensmöglichkeit gebrauchen.**

Dieser Vorwurf trifft nicht nur die naturwissenschaftlichen Fakultäten, er trifft sie nicht einmal in erster Linie, wenn auch die grausame Bilanz unzähliger Kriege es zunächst so erscheinen läßt: Die Höhepunkte des großen Menschenschlachts, die Kriege der letzten hundert Jahre könnten auch dem letzten Zweifler zeigen, wie wenig die immer weiter um sich greifende akademische Bildung die Anfälligkeit der Menschheit für den Rausch des Tötens und der Macht dämpfen konnte; wie sie im Gegenteil immer perfektioniertere Mittel zu seiner Befriedigung ermöglichte. Dynamit und alle modernen Sprengstoffe, Giftgas und bakterielle Kampfstoffe, Raketen und Flammenwerfer und endlich die Krönung, die Atom-, Wasserstoff- und Kobaltbomben, das sind alles „akademische“ Kampfmittel, erdacht und konstruiert von Menschen mit Diplomen, Doktorgraden und Professorentiteln.

**„Vorbilder der Jugend“**

Wir können die Verantwortungslosigkeit ihres Handelns nicht anprangern, ohne zugleich ihre Lehrer und die Hochschulen zu verurteilen, die ihnen das Rüstzeug in technischer und moralischer Hinsicht mitgegeben haben. Wenn wir den Grund für diese moralische Unfähigkeit suchen, müssen wir allerdings etwas vor die Existenz der Technischen Hochschulen zurückgehen. Sowohl die Philosophen, wie die Theologen neigen zu einer

**verhängnisvollen Überschätzung des Geistigen.**

Besonders die Philosophie, deren Lieblingskinder seit je Mathematik und Naturwissenschaften sind huldigt fast ausnahmslos einem „humanistischen“ Fortschrittsdogma. Das hatte zur Folge, daß die **geistigen Gebäude,**

**Religionen, Weltanschauungen und Ideologien**

allen anderen Ausdrucksweisen des Menschseins vorangestellt wurden. So konnte es nicht ausbleiben, daß die

– Wer hat die Bombe entwickelt?

**Akademiker!**

– Wer ist schuld daran?

**Akademiker!**

geistig Gebildeten, selbst wenn sie nicht von Macht und Geltungshunger befallen waren, das Leben einzelner oder ganzer Gruppen gering achteten, besonders sobald es sich nicht um Anhänger der gleichen Geistesrichtung handelte.

Die Errungenschaften des durch die Hochschulen zu immer größerer Kompliziertheit gezüchteten Geistes nennt man

**Fortschritt.**

Damit ist ein zusätzlicher Götze geschaffen worden, dem zu opfern man die Menschen zwingt, und zu dessen geweihten Dienern die Studenten der Hochschulen gemacht werden sollen.

**Zerstört die Tempel des Fortschritts, der Überheblichkeit des Geistes, des Molochs Kirche und Weltanschauung! Zerstört sie, bevor noch mehr Menschen zu ihrem Ruhm und Dienst zu „Geistwesen“ verkrüppelt werden, bevor noch weitere Millionen vor ihren Altären geopfert werden!**

Der Bildungsdünkel, der den Studenten unserer Hochschulen systematisch anerzogen wird, ist gefährlich und ungerechtfertigt. Gefährlich, weil er den Keim zu Klassenfeindschaft legt und eine latente Bürgerkriegsgefahr darstellt. Ungerechtfertigt, weil mit der Verkomplizierung des Geistes eine seelische und vitale Verödung Hand in Hand geht.

**Deswegen – Studenten – sprengt die Zwingburgen des Geistes?**

Tausende junger Menschen werden durch die Hochschulen von einem natürlichen Leben abgehalten. Ihre seelischen Kräfte kommen infolge der geistigen Überfütterung nicht zur Entfaltung

**Väter und Mütter – stürmt die Hochschulen! Denn sie sind die Ursachen für die seelische Bindungslosigkeit der Jugend**

– auch der Nichthochschüler, schlechte Beispiele stecken an.

**Die Hochschulen in Person ihrer Rektoren und sonstigen Träger fordert auf, angesichts dieser Vorwürfe ein letztes Beispiel akademischer Würde zu geben, die Selbstauflösung zu beschließen.**

# WINNERS

LETZTE AUSGABE  
FEBRUAR 1960

